

Henry Wolf

Die Spiegelwelt

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Die Spiegelwelt

Damona King Nr. 66

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 24.08.1981

Titelbild von Victor

Die Spiegelwelt

Die Stimme vibrierte durch das Nichts zwischen den Dimensionen. »Es ist geschehen!«

Vielleicht dauerte die Botschaft eine Stunde, vielleicht nur wenige Augenblicke; vielleicht eine Million Jahre oder eine Zeitspanne, die zu kurz war, als daß ein menschlicher Geist sie überhaupt erfassen konnte. Vergangenheit, Zukunft, Gegenwart – selbst das Verstreichen der Zeit an sich waren hier Illusion. Es gab nur das Jetzt, ein Jetzt das zeitlos und endlos zugleich war.

»Es ist geschehen!« sagte die Stimme noch einmal. »Nichts wird wieder so sein, wie es war.«

Obgleich lautlos, war die Stimme mächtig. So mächtig, daß die gesamte Schöpfung im Klang der Worte zu erbeben schien. ER spürte, daß die Worte ihm galten. ER mußte antworten. »Moron?«

Zustimmung. Wortlos, lautlos aber unwiderruflich. »Das Tor wurde geöffnet. Keine Macht des Universums vermag es wieder zu schließen. Was geschehen muß, geschieht.« Er zögerte.

Und er spürte, wie ein neues, bohrendes Gefühl in ihm emporkroch. Angst? Angst.

»Ihr kennt eure Aufgabe.« Die Worte kamen sanft, mit der Geduld eines Intellekts, der in unendlichen Zeitspannen zu rechnen gewohnt war.

»Erfüllt sie.«

Wieder vergingen Stunden / Jahre / Minuten / Jahrmillionen / Augenblicke, ehe die Stimme fortfuhr:

»Ihr könnt ihr nicht helfen. Niemand kann das. Selbst eurer Macht sind Grenzen gesetzt.«

Er begriff.

Trauer und Mitleid wehten aus dem Nichts zu ihm hinüber, ein Gefühl, das weit über menschliches Mitleid hinausging und mit dem unerschütterlichen Wissen gepaart war, hilflos zu sein…

Nikolaos Triadi öffnete widerstrebend die Augen. Durch die schmalen, schießschartenähnlichen Fenster über ihm fiel heller, goldgetönter Sonnenschein in die Kammer. Die Luft war stickig und warm, und die dünne Leinendecke schien wie eine Zentnerlast auf ihm zu liegen. Trotzdem fror er.

Aber es war eine Kälte, deren Wurzeln tief in seinem Inneren lagen. Langsam, so, als koste ihn jede Bewegung unendliche Mühe, schlug er die Decke beiseite und stand auf. Der Steinboden war kalt und feucht, trotz der stickigen Wärme, die durch die Mauern hereinkroch. Er ging zu der einfachen, hölzernen Waschschüssel in der Ecke, spritzte sich eine Handvoll Wasser ins Gesicht und verließ die Kammer.

Eine seltsame, unnatürlich anmutende Stille hatte sich in den Gängen des Felsenklosters eingenistet. Selbst das Geräusch seiner nackten Fußsohlen auf dem Boden schien gedämpft. Es war, als klinge der Traum noch in ihm nach, als hätte diese fremde, unfaßliche Welt des Schweigens und der Dunkelheit ihren Schatten bereits über Yor-Marathaar ausgebreitet. Aber Triadi wußte nur zu gut, daß das, was er erlebt hatte, kein Traum gewesen war.

Sie hatten auf dieses Zeichen gewartet, er und seine Brüder. Und vor ihnen hatten andere darauf gewartet, Generation um Generation. Sie hatten es gleichermaßen herbeigesehnt, wie sie sich davor gefürchtet hatten.

Triadi ging die steile, in den gewachsenen Fels gehauene Treppe hinunter, zögerte und wandte sich schließlich nach rechts, anstatt in die Richtung zu gehen, wo seine Brüder auf ihn warteten.

Warmer Wind wehte vom Tal herauf, als er ins Freie trat und sich über die Brüstung lehnte. Irgendwo zwitscherte ein Vogel, und das goldene Licht der gerade aufgegangenen Sonne schien die Welt in einen sanften, weichen Schimmer zu tauchen.

»Nichts wird wieder so sein, wie es war«, flüsterte Triadi die Worte, die die Stimme ihm im Traum zugeflüstert hatte. Der Wind trug sie mit sich, riß sie hinauf über die Wolken, hoch empor über eine Welt,

die immer noch unbekümmert vor sich hindämmerte und keine Ahnung von dem Unheil hatte, das sich da irgendwo zusammenbraute.

Triadi blinzelte, lehnte sich weiter über die Brüstung und starrte an den Flanken des Felsenklosters hinunter. Die Spalten und Felsformationen, die jäh aufklaffenden Schlünde, die Kamine und Steilwände schienen ihm schroffer und härter als zuvor. Feindlicher.

Fast, als spüre die Natur bereits das Nahen des Bösen.

Triadi lächelte. Nicht die Natur hatte sich verändert. Sondern er.

Er war es, der die Dinge plötzlich anders sah.

»Nichts wird wieder so sein, wie es war…«

Er drehte sich um, schlurfte mit hängenden Schultern ins Innere des Felsenklosters zurück und ging zu seinen Brüdern. Aber seine Gedanken waren woanders.

Er dachte an Damona King, und zum ersten Mal, seit die sehenden Wächter die weiße Hexe in ihrem Kampf gegen das Böse unterstützten, erfüllte ihn dieser Gedanke nicht mit väterlicher Liebe und Stolz, sondern mit Trauer.

Er wußte, daß die junge Frau den schwersten Kampf ihres Lebens zu bestehen hatte. Einen Kampf, der so aussichtslos war, daß selbst Triadi und seine Brüder davor zurückgeschreckt wären.

Und er wußte auch, daß es nichts, absolut nichts gab, das er für sie tun konnte…

***

So ähnlich, dachte Damona, mußte sich ein Mensch fühlen, der eines Tages nach Hause kommt und feststellt, daß er zu einem Fremden in seinem eigenen Heim geworden ist.

Der schmale Holzsteg schien sich wie eine Brücke in eine fremde und bizarre Welt über die Sandbank zu erstrecken. Aber sie zögerte noch, ihn zu betreten. Über den Steg zu gehen, hieße, den Schritt in die andere Welt endgültig zu tun.

Endgültig?

Damona mußte unwillkürlich auflachen, als ihr klarwurde, wie absurd dieser Gedanke war. Sie hatte den Schritt in das Land hinter den Spiegeln schon längst getan. Daß sie jetzt zögerte, war nur ein Zeichen ihrer Angst, ein alberner und naiver Versuch, sich vor der Wahrheit zu verkriechen, indem sie sie verleugnete.

Endgültig… Es war nicht das erste Mal, daß Damona in eine fremde Welt verschlagen wurde. Sie hatte längst begreifen müssen, daß es außer der realen, faßbaren Welt der Menschen noch andere Welten gab: Welten, die der Erde zum Verwechseln ähnlich sahen und sich manchmal nur in winzigen Details von ihr unterschieden, Welten, deren geschichtliche Entwicklung an irgendeinem Punkt in der Vergangenheit eine andere Wendung genommen hatten, aber auch

Welten, die ganz, ganz anders waren als alles, was sich Menschen vorstellen konnten. Aber irgendwie war dieser Übergang anders gewesen. Kein Sterblicher hätte diese Grenze jemals überschreiten dürfen. Und auch ihr wäre es nicht gelungen, wenn Ulthars Macht nicht für einen winzigen Augenblick erschüttert worden wäre.

Aber sie hatte es gespürt, als sie aus der Bewußtlosigkeit erwacht war – das Gefühl, daß hinter ihr eine Tür zugeschlagen wurde, das endgültige und unwiderrufliche Schließen einer Lücke im Netz der Schöpfung, als hätte irgendwo ein gigantisches und mächtiges Etwas die Bruchstelle entdeckt, durch die die Bewohner dieser Welt manchmal in andere, für sie verbotene Bereiche vorgedrungen waren, und mit einer fast beiläufigen Bewegung verschlossen.

Das Gefühl hatte etwas Endgültiges gehabt.

Damona atmete tief ein und trat mit entschlossenen Bewegungen auf den Steg hinaus. Das Holz knarrte unter ihrem Gewicht; irgendwo löste sich ein Gegenstand und fiel mit seltsam dumpfem Platschen ins Wasser.

Damona blieb stehen. Die Wellen bewegten sich sonderbar träge und schwerfällig. Für einen Augenblick hatte sie das Gefühl, die Zeitlupenaufnahme einer Meeresbrandung zu betrachten. Sie kniete nieder, beugte sich vor und tauchte die Finger ins Wasser. Es war überraschend warm und es fühlte sich kaum wie normales Wasser, sondern eher wie eine zähflüssige, sirupartige Flüssigkeit an. Damonas Hand bewegte sich gegen ihren Willen, als die nächste Welle heranrollte.

Sie stand stirnrunzelnd auf, betrachtete die glitzernde Flüssigkeit auf ihren Fingerspitzen und ging weiter. Diese Welt würde noch mehr Überraschungen und Rätsel für sie bereit haben. Und sie hatte das Gefühl, daß die wenigsten angenehmer Natur sein würden.

Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, als sie an die vergangene Nacht dachte. Sie hatte die Nacht hier auf Coney Island verbracht, um nicht irgendwo in einer unbekannten Welt voller unbekannter Gefahren von der Dunkelheit überrascht zu werden. Obwohl alles, was sie in den letzten Tagen auf der ehemaligen Vergnügungshalbinsel erlebt hatte, nur unangenehme Erinnerungen in ihr wachrief, schreckte sie instinktiv davor zurück, das Festland zu betreten. Coney Island bot trotz all seiner Schrecken den Schutz des Vertrauten, Bekannten. Es gab genug leerstehende Gebäude, in denen sie übernachten konnte. Seltsamerweise befand sich diese spiegelverkehrte Ausgabe des Vergnügungsparks in einem viel weniger fortgeschrittenen Stadium des Zerfalls. Auch hier waren die Zeichen des beginnenden Zusammenbruchs deutlich – abblätternde Farben, zerbrochene Fensterscheiben, fingerdicke Staubschichten auf dem Boden, Holzwände und Balken, die sich unter dem Gewicht der Jahre

zu biegen begannen. Aber es war, als wäre die Zeit hier vor dreißig oder vierzig Jahren einfach stehengeblieben. So oder ähnlich mußte Coney Island ausgesehen haben, kurz nachdem es aufgegeben worden war.

Damona hatte schließlich in einer verlassenen Geisterbahn Schutz vor der hereinbrechenden Nacht gesucht. Der Eingang war mit Brettern vernagelt gewesen, aber es war nicht sonderlich schwer, sie zu entfernen.

Dahinter lag das Nichts…

Selbst jetzt spürte sie noch ein beklemmendes Gefühl, als sie an das schockierende Bild dachte. Die Schienen, auf denen die Wagen durch die Pappmachétunnel der Geisterbahn liefen, endeten abrupt wenige Zentimeter jenseits des Durchgangs. Dahinter lag…

Es hatte lange gedauert, bis sie begriffen hatte, daß sie nicht einfach vor einem Abgrund oder am Eingang eines ungeheuer großen Raumes stand. Die reale Welt endete jenseits des torbogenförmigen Durchgangs. So, als wäre die Schöpfung an dieser Stelle einfach nicht zu Ende geführt worden. Sie hatte es nicht gewagt, den Raum zu betreten.

Ein weiteres Rätsel dieser spiegelverkehrten Welt, dachte sie, während sie das Ende des Steges erreichte und den schmalen Sandstrand überquerte. Der feinkörnige, weiße Sand knirschte unter ihren Füßen, als sie zur Uferböschung hinaufging.

Am Ende einer zerbröckelnden Asphaltstraße, die vom Highway zum Strand hinunterführte, stand ein uralter Dodge Station Car. Damona blieb unwillkürlich stehen und hielt nach dem Fahrer Ausschau. Der Wagen war das erste sichtbare Zeichen von menschlichem Leben, das sie seit ihrer unfreiwilligen Ankunft hier sah.

Aber es gab in weitem Umkreis nicht die geringste Spur eines Menschen. Der Strand schien genauso leer und ausgestorben wie die Halbinsel hinter ihr.

Und wie wahrscheinlich diese ganze Welt, wisperte eine Stimme in ihren Gedanken. Irgendwie war Damona fest davon überzeugt, das einzige menschliche Wesen hier zu sein. Vielleicht sogar das einzige lebende Wesen überhaupt.

Sie ging auf der Uferböschung entlang, betrat den Highway und näherte sich vorsichtig dem Wagen. Die Tür auf der Beifahrerseite stand offen. Das Fenster war halb heruntergelassen, und der Zündschlüssel steckte noch im Schloß, als wäre der Besitzer nur kurz weggegangen, um sofort zurückzukommen.

Damona umrundete den Dodge einmal und betrachtete ihn eingehend. Modelle wie dieses waren schon nicht mehr gebaut worden, als sie selbst noch nicht einmal geboren war. Trotzdem machte der Wagen einen relativ neuen Eindruck. Der Lack wies nicht

den geringsten Kratzer auf, und der Chrom auf Radkappen, Stoßstangen und Türgriffen glänzte so makellos, als wäre er erst vor Sekunden frisch poliert worden.

Damona zögerte nicht lange. Der Wagen würde wahrscheinlich noch in hundert Jahren hier stehen, ohne daß sich jemand um ihn kümmerte. Sie schob die Tür zu, umrundete das Fahrzeug noch einmal und ließ sich auf den Fahrersitz fallen.

Das Steuer befand sich auf der falschen Seite.

Damona seufzte, zog die Tür hinter sich ins Schloß und rückte ächzend auf den vermeintlichen Beifahrersitz hinüber. Fehler wie dieser würden ihr noch öfter unterlaufen. Es war nicht leicht, Gewohnheiten, die sich ein Leben lang eingeprägt hatten, von einer Minute zur anderen zu ändern.

Sie versuchte zu starten, griff automatisch nach einem nicht vorhandenen Sicherheitsgurt und lächelte flüchtig. Der Dodge war vierzig Jahre alt. Damals hatte noch niemand an Dinge wie Sicherheitsgurte gedacht.

Damona drehte den Zündschlüssel gegen den Uhrzeigersinn, trat mit dem rechten Fuß die Kupplung durch und legte vorsichtig den Gang ein. Der Motor heulte protestierend auf und machte einen wilden Satz, als sie viel zu hastig Gas gab und die Kupplung mit einem Ruck kommen ließ. Es war gar nicht so leicht, mit dem linken Fuß Gas und Bremse zu bedienen und mit Rechts zu kuppeln. Damona war eine erfahrene Autofahrerin, aber alles in ihr sträubte sich dagegen, einen Wagen genau andersherum als gewohnt zu bedienen.

Der Dodge schaukelte und bockte wie ein Boot im Sturm, als sie auf den Highway einbog und nach Süden fuhr. Sie hatten New York in südlicher Richtung verlassen, um nach Coney Island hinauszukommen. Also mußte sie – den spiegelverkehrten Gesetzen dieser Welt gehorchend – auch wieder in südlicher Richtung zurückfahren.

Allmählich bekam sie eine ungefähre Vorstellung von den Schwierigkeiten, die ein längerer Aufenthalt in dieser seitenverkehrten Umgebung mit sich bringen würde.

Am linken Straßenrand tauchte ein Schild auf: MANHATTAN-ISLAND 7 MILES CITY LIMIT 15 MILES Und als sie die Tafel passiert hatte, sah sie das Gespenst.

***

Das Wesen war nicht ganz einen Meter groß. Sein Körper erinnerte vage an eine Kreuzung zwischen Eidechse und Mensch, aber ihm fehlte die grazile Feingliedrigkeit dieser kleinen Echsen. Und in seinen Augen funkelte eine böse, mordlustige Intelligenz.

Ulthar wich den zuschnappenden Kiefern im letzten Augenblick aus.

Die fingerlangen Reißzähne schlugen ins Leere. Das dumpfe, an eine zuschnappende Bärenfalle erinnernde Geräusch, mit dem die Kiefer der Bestie aufeinanderschlugen, vermischte sich mit seinem wütenden Fauchen.

Der Magier kroch mit schmerzverzerrtem Gesicht von dem tobenden Ungeheuer weg und erwartete den nächsten Angriff des Killer-Dämons.

Quaraan fauchte wütend. Seine kleinen, heimtückischen Augen funkelten boshaft. Das Wesen schien eingesehen zu haben, daß Ulthar auf normalem Wege nicht zu besiegen war. Der Killer-Dämon besaß Körperkräfte, mit denen er einen Elefantenbullen hätte niederringen können. Aber den unsichtbaren Gewalten, mit denen er hier konfrontiert wurde, war er trotz allem nicht gewachsen.

Der kleine, schuppige Kopf ruckte in einer wütenden Bewegung herum, während er abwechselnd Ulthar und die schlanke, dunkelhaarige Frau musterte, deren übersinnliche Kräfte ihn immer wieder von seinem Opfer zurückrissen.

»Vernichte ihn«, stöhnte Ulthar. Seine Stimme zitterte, aber es war nicht festzustellen, ob sie von Haß oder Schmerz entstellt war.

Wahrscheinlich von beidem. Quaraans Zähne hatten sich tief in seine Schulter gegraben, ehe sein erster Angriff abgeschlagen worden war. Blut lief aus Ulthars zerfetztem Hemd, tropfte an seinem Armstumpf entlang und bildete eine langsam größer werdende Lache unter seinem Körper. Aber das lodernde, fanatische Feuer in seinen Augen war ungebrochen. Im Gegenteil – der heimtückische Angriff schien seine Entschlossenheit noch gesteigert zu haben.

Quaraan zischte drohend. Sein Schädel pendelte wie der Kopf einer angreifenden Kobra hin und her, während er sich dem neuen Gegner zuwandte.

»Vernichte ihn!« schrie Ulthar noch einmal. Er richtete sich mühsam auf Hände und Knie auf, versuchte auf die Beine zu kommen und sackte mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück. Die Wunde an seiner Schulter begann stärker zu bluten.

Aber sein Befehl war gehört worden. Hinter der Stirn der jungen Frau ballten sich unbegreifliche Energien zusammen.

Quaraan schrie gellend auf, als die PSI-Kräfte seiner Gegnerin erbarmungslos zuschlugen. Er fiel hintenüber, wurde haltlos durch die Luft geschleudert und mit brutaler Wucht auf den Steinboden geschmettert. Roter Nebel wallte vor seinen Augen, und in seinem Mund war plötzlich scharfer, bitterer Blutgeschmack. Der Geschmack der Niederlage.

Ein helles, grausames Lachen drang durch den Vorhang aus Schmerz und aufkommender Bewußtlosigkeit. Seine Gegnerin bewegte sich, tänzelte leichtfüßig auf ihn zu und hob fast beiläufig die Hand.

Sengender Schmerz brannte sich in Quaraans Körper und schmetterte ihn abermals zu Boden.

Aber so leicht war der Killer-Dämon nicht zu besiegen. Er schüttelte sich, sprang auf und ging seinerseits zum Angriff über. Sein kleiner, gepanzerter Körper schnellte wie eine Stahlfeder durch die Luft.

Mensch und Ungeheuer gingen zu Boden, als Quaraan seine Gegnerin ansprang. Der fürchterliche Rachen des Killers klaffte auf.

Aber die Kiefer schlossen sich nie.

Quaraans Zähne glitten harmlos von dem unsichtbaren Schutzfeld ab, das Damona Kings Hexenkräfte errichtet hatten. Er fauchte, bäumte sich auf und schlug mit allen vier Pfoten und dem stachelbewehrten Schwanz nach dem Körper seiner Gegnerin.

Die einzige Reaktion bestand in einem wütenden Kniestoß, der ihn wie einen Gummiball durch die Luft fliegen und gegen die Wand krachen ließ.

Diesmal klang sein Fauchen eher kläglich.

Damona King stand mit einer geschmeidigen Bewegung auf. Ein hartes, grausames Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Ihre dunklen Augen richteten sich mit hypnotischer Kraft auf das kleine Echsenwesen.

»Sieh mich an«, flüsterte sie. »Sieh mich an, Quaraan. Schau mir in die Augen!« Quaraans' Kopf kam in einer unendlich langsamen Bewegung hoch. Sein Körper zitterte wie unter einem Krampf, und aus seiner Brust drang ein dumpfes, wehleidiges Stöhnen.

»Sieh mich an«, flüsterte Damona. »Sieh mich an, Quaraan!«

Der Dämon stand langsam auf. Seine Bewegungen wirkten mit einem Mal hölzern und roboterhaft. Gehorsam wie ein gut dressierter Hund ging er auf Damona King zu und blieb dicht vor ihr stehen.

»Gut gemacht!« lobte Ulthar. Er rappelte sich mühsam hoch, humpelte an Damonas Seite und bedachte den wehrlosen Killer-Dämon mit einem halb triumphierenden, halb verächtlichen Blick. Dann drehte er sich mit einer abrupten Bewegung um und verließ den Raum.

»Töte ihn!« befahl er im Hinausgehen.

Damona King nickte unmerklich. Um ihre Lippen spielte ein böses Lächeln…

***

Natürlich war es nicht wirklich ein Gespenst. Aber es wirkte zumindest so, wie man sich im allgemeinen ein Gespenst vorzustellen pflegte.

Damona brachte den Wagen mit einem harten Ruck zum Stehen und starrte verblüfft auf die schemenhafte Gestalt, die vor ihr die Straße überquerte.

Eigentlich war der Mann nur in Umrissen deutlich zu erkennen.

Sein Körper wirkte transparent, als bestünde er nicht aus fester Materie, sondern aus einem farbigen Gas, das sich auf geheimnisvolle Weise zu den Konturen eines Menschen zusammengeballt hatte. Damona konnte deutlich sehen, wie sich Büsche und Gras hinter ihm im Wind bewegten.

Der Mann blieb stehen, sah sich nach allen Seiten um und trat dann mit schnellen Schritten auf den Highway hinaus. Er überquerte die Straße, sprang mit einem Satz über die Leitplanke und blieb aufatmend stehen. Sein Verhalten erinnerte Damona unwillkürlich an das Gehabe eines Mannes, der froh war, eine stark befahrene Autobahn unbeschadet überquert zu haben.

Aber die Straße war leer! Mit Ausnahme von Damonas Dodge war weit und breit kein Zeichen von Leben zu erkennen.

Damona legte vorsichtig den Gang ein und fuhr langsam hinter dem Mann her. Er war weitergegangen, aber er schien es jetzt nicht mehr besonders eilig zu haben.

Trotz ihrer unheimlichen Erscheinung wirkte die Gestalt nicht bedrohlich. Damona war sicherlich kein Mensch, der es sofort mit der Angst zu tun bekam, wenn er mit etwas auf den ersten Blick Unerklärlichem konfrontiert wurde. Aber sie hatte aus bitterer Erfahrung lernen müssen, daß nur zu oft ganz reale Gefahren hinter scheinbar harmlosen Dingen steckten.

Sie gab behutsam Gas, lenkte den Wagen auf die andere Straßenseite und fuhr langsam an der Erscheinung vorbei. Der Mann schien sie nicht zu bemerken. Er ging ruhig weiter, blieb einmal kurz stehen, um sich mit umständlichen Bewegungen eine Zigarette anzuzünden, und schlenderte dann weiter in Richtung City.

Und dann verschwand er.

Damona trat verblüfft auf die Bremse und sprang aus dem Wagen.

Mit zwei, drei großen Schritten war sie an der Stelle, an der die Erscheinung vor wenigen Augenblicken noch gestanden hatte. Sie konnte keine Spur mehr von ihr entdecken. Der Mann hatte sich so spurlos aufgelöst, als hätte er nie existiert.

Vielleicht hat er auch nicht existiert, wisperte eine kleine, boshafte Stimme in ihren Gedanken. Vielleicht hast du dir nur eingebildet, ihn zu sehen.

Vielleicht wirst du langsam verrückt.

Verrückt… verrückt … verrückt …

Damona stöhnte, preßte die Fäuste gegen die Schläfen und versuchte, die quälende, flüsternde Stimme zu verdrängen.

Sie war nicht verrückt. Die Ereignisse der vergangenen Tage hätten sicherlich ausgereicht, um einen labilen Menschen aus dem geistigen Gleichgewicht zu werfen, aber Damona war alles andere als labil. Sie wußte, daß sie den Mann gesehen hatte – oder vielmehr den Schatten

eines Mannes.

Und für einen kurzen, flüchtigen Moment erinnerte sie sich auch, wo sie ein ähnliches Bild schon einmal gesehen hatte. Aber der Gedanke entschlüpfte ihr, bevor sie ihn richtig fassen konnte.

Sie starrte eine Weile hilflos auf die Stelle, an der die geisterhafte Erscheinung gestanden hatte, ehe sie sich umdrehte und mit erzwungen ruhigen Schritten zum Wagen zurückging. Nein – sie war nicht verrückt. Weder sie noch diese Welt. Der Mann stellte nur ein weiteres Fragezeichen in einer Kette ungelöster Rätsel dar, die die Spiegelwelt für sie bereithielt. Sie würde sie lösen. Irgendwie.

Sie setzte sich hinter das Steuer, ließ den Motor an und fuhr langsam weiter. Ihr Blick fiel in den Rückspiegel. Das Hinweisschild, hinter dem die Erscheinung aufgetaucht war, war zu einem winzigen, streichholzschachtelgroßen Rechteck zusammengeschrumpft, das im Grün und Braun der Küstenlandschaft seltsam deplaciert wirkte. Und davor…

Damonas Augen weiteten sich ungläubig. Für einen Moment verlor sie die Kontrolle über den Wagen. Der Dodge brach aus, schlitterte über die Straße und kam mit kreischenden Reifen zum Stehen.

Der Motor erstarb mit einem würgenden Husten, und irgendwo im Kofferraum löste sich scheppernd ein Metallteil und krachte gegen die Rückbank. Aber von alledem bemerkte Damona nichts. Ihr Blick hing wie gebannt an der winzigen, halbtransparenten Gestalt, die vor dem Reklameschild aufgetaucht war.

Die Verblüffung dauerte nur eine Sekunde. Dann reagierten Damonas Instinkte. Ihre Hände schienen sich ohne ihr Zutun zu bewegen. Sie drehte den Zündschlüssel, trat unbewußt Kupplung und Bremse in umgekehrter Reihenfolge und wendete den Wagen mit aufbrüllendem Motor und protestierend kreischenden Reifen. Der Dodge machte einen Satz, der seinem scheinbaren Alter Hohn sprach, und preschte auf der Gegenfahrbahn zurück.

Sie erreichte die Reklametafel in dem Augenblick, als der Mann sich anschickte, die Straße zu überqueren.

Damona riß das Steuer herum, trat hart auf die Bremse und stellte den Wagen quer. Fünf Meter schwarzlackiertes Blech blockierten den Weg der Erscheinung.

Der Mann schien den Dodge gar nicht wahrzunehmen. Seine Bewegungen waren eine synchrone Wiederholung des ersten Males. Er schien aufmerksam nach rechts und links zu sehen, trat dann auf die Fahrbahn hinaus und lief mit weitausgreifenden Schritten los.

… auf den Wagen zu …

… und hindurch!

Obwohl Damona King fast damit gerechnet hatte, daß so etwas passieren würde, verschlug ihr der Anblick für einen Moment den

Atem. Die Gestalt ging schnurstracks auf den Wagen zu, ohne ihre Geschwindigkeit zu verringern. Der transparente Körper schien für einen Moment mit dem Kühler des Dodge zu verschmelzen und ging ungerührt weiter. Das Hindernis schien für ihn gar nicht zu existieren. Er schien es nicht einmal zu sehen.

Genausowenig, wie ich den Verkehr sehe, der auf dieser Straße fließt, dachte Damona. Oder den Körper dieses Mannes. Ich sehe nur seinen Schatten, sein… Spiegelbild.

Sein Spiegelbild…

Plötzlich wußte sie, wieso ihr die Erscheinung so sonderbar vertraut gewesen war. Und sie wußte auch wieder, wo sie ähnliche Bilder schon einmal gesehen hatte.

In Ulthars Kabinett.

Das Bild des endlosen Ganges erschien wieder vor ihren Augen.

Die Spiegel hatten die Abbilder der Sklaven gezeigt, die Ulthar unter seinen Willen gezwungen hatte. Aber einige waren leer gewesen.

Und viele von ihnen hatten seltsam unwirklich gewirkt; verblaßt, undeutlich und transparent. Es gab nur eine Erklärung. Sie klang verrückt, unlogisch und idiotisch, aber es gab nur diese eine. Die Spiegel mußten eine Verbindung zu dieser Welt darstellen. Ein Tor, über das die gefangenen Seelen allmählich in diese Welt vordrangen.

Und das bedeutete, daß sie nicht allein war.

Sie hatte nur einen winzigen Teil des endlosen Labyrinths gesehen, aber selbst dort war ihr bereits die große Zahl der leeren Spiegel aufgefallen. Es gab nur einen Weg, den die Menschen darin genommen haben konnten — hierher!

Sie wendete erneut, fuhr an der schemenhaften Gestalt vorbei und gab Gas. Die Silhouette der City zeichnete sich deutlich gegen den Morgenhimmel ab. Sie wirkte noch immer tot und öde, aber Damona wußte jetzt, daß es irgendwo dort vorne Menschen geben mußte.

Menschen, die wie sie Opfer des wahnsinnigen Magiers geworden waren. Zum ersten Mal, seit sie die Spiegelwelt betreten hatte, spürte sie so etwas wie Zuversicht.

Damona gab Gas, beschleunigte und sah ungeduldig auf den Tachometer. Die Nadel schien mit quälender Langsamkeit nach oben zu kriechen. Der Motor des Dodge heulte protestierend. Der Wagen war ein schweres, eher gemütlich wirkendes Fahrzeug, das nicht für solche Beanspruchungen gedacht war. Aber Damona beschleunigte unbarmherzig weiter.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis die wellige Graslandschaft allmählich zurückwich und die ersten Wohnblocks rechts und links am Straßenrand auftauchten.

Damona trat das Gaspedal bis zum Boden durch, fegte mit kreischenden Reifen über Kreuzungen und um Kurven und jagte den

Wagen in einem Tempo über die verlassenen Straßen, das selbst einem routinierten Rennfahrer den Schweiß auf die Stirn getrieben hätte. Die schwarzen Türme von Manhattan-Island ragten wie die Zinnen einer surrealistischen Burg über ihr empor. Sie spürte instinktiv, daß sie dort vorne die Lösung des Rätsels finden würde.

Manhattan-Island war in der realen Welt das Herz der Stadt, der pulsierende, lebende Kern, ohne den New York nichts weiter als eine normale Großstadt wäre. Irgendwie wußte sie, daß diese Regel auch hier galt. Wer oder was auch immer hinter den Ereignissen der vergangenen Tage steckte – sie würde ihn dort treffen.

Die zyklopischen Pfeiler der Manhattan-Bridge tauchten vor ihr auf. Damona riß den Wagen mit einem halsbrecherischen Manöver die Auffahrt empor, schaltete herunter und jagte mit fast hundert Meilen über das breite, verlassene Asphaltband.

Wenige Minuten später hatte sie die Brücke überquert und hielt mit kreischenden Reifen zwischen den Wolkenkratzern Manhattans.

Der Anblick traf sie wie ein Hammerschlag.

***

Eigentlich konnte sie nicht einmal sagen, worin die Veränderung bestand. Die Häuser und Straßen wirkten auf den ersten Blick wie zuvor: riesige, wuchtige Gebilde aus Stahl, Beton und Glas, die wie die Wände einer künstlich errichteten Schlucht rechts und links in den Himmel zu wachsen schienen.

Nein – die Veränderung war nicht äußerlich. Aber Damona spürte die Anwesenheit des Bösen überdeutlich. Irgendwie, ohne daß sich irgend etwas an ihrer Umgebung sichtlich geändert hatte, war der Gesamteindruck falsch. Es war, als lauere hinter den vertrauten Umrissen eine dumpfe, boshafte Macht, ein schweigendes Grauen, das darauf wartete, über jeden Fremden, der es wagte, seinen Fuß in sein Territorium zu setzen, herzufallen.

Damona versuchte, das Gefühl der Furcht, das in ihr emporstieg, zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht. Im Gegenteil – das Gefühl schien mit jedem Augenblick stärker und drängender zu werden.

Für wenige Sekunden mußte sie gegen den Impuls ankämpfen, umzudrehen und in panischer Angst davonzurasen. Diese Welt war nicht für sie geschaffen. Allein die Anwesenheit eines lebenden Wesens hier stellte eine Herausforderung dar, die nicht ungestraft bleiben würde.

Wenn es so etwas wie negatives Leben gab, dachte Damona, dann war es dies hier.

Mit erzwungen ruhigen Bewegungen zog sie den Zündschlüssel ab, öffnete die Tür und stieg aus. Es war kalt. Ein eisiger, durchdringender Wind schien aus dem Zentrum der Halbinsel zu ihr herüberzuwehen,

Wind, der nicht nur physische Kälte mit sich brachte.

Sie schlug die Wagentür hinter sich ins Schloß und ging langsam über die Straße. Ihre Schritte riefen ein verzerrtes, hallendes Echo hervor, und der Wind schien plötzlich stärker und wütender zu werden, als reagiere er bereits auf die Anwesenheit eines Eindringlings in seinem Reich.

Damonas Blick wanderte unruhig an der Häuserfront entlang. Ihr Herz klopfte wild und schmerzhaft, und ihre Finger zitterten. Der Anblick schmerzte in ihren Augen.

Sie blieb stehen, atmete tief ein und drehte sich einmal um ihre Achse. Das Licht wirkte hier anders als draußen auf Coney Island oder dem restlichen New York. Eigentlich anders als jede Beleuchtung, die sie bisher zu Gesicht bekommen hatte – irgendwie kälter und härter. Es gab keine weichen Schatten, keine Grau- und Mischtöne, sondern nur harte Konturen und gerade, wie mit dem Lineal gezogene Trennlinien zwischen grellem Sonnenlicht und tiefstem Schwarz. Selbst der Wagen, mit dem sie hergekommen war, wirkte plötzlich verändert. Er hatte das Aussehen der gutmütigen Familienkarosse verloren und hockte jetzt schwarz und drohend inmitten der abweisenden Einsamkeit der Straße; ein buckeliges, drohendes Ungeheuer aus schwarzem Stahl und Feindseligkeit.

Damona drehte sich fröstelnd herum und ging langsam die Straße hinunter. Der Wind blies ihr kalt ins Gesicht, und die Aura der Feindseligkeit, die die Halbinsel einzuhüllen schien, vertiefte sich mit jedem Schritt, den sie sich dem Zentrum näherte. Sie ging langsam in östlicher Richtung weiter, wobei sie immer wieder den Kopf in den Nacken legte und nach oben blinzelte. Durch die immense Höhe der Häuser entstand der Eindruck, daß sich die Wände über ihr nach innen wölbten. Der Himmel war zu einem schmalen, azurblauen Band zusammengeschrumpft, das von der Sonne mit flüssigem Gold übergossen wurde.

Die Straßen wirkten seltsam sauber und aufgeräumt. Der Wind heulte über glatten, makellosen Beton, fegte an Häuserwänden vorbei, die so aussahen, als wären sie erst vor wenigen Stunden fertiggestellt worden, und rüttelte an Läden, hinter denen sich makellos geputzte und klare Scheiben verbargen. Die Stadt war nicht nur tot, sondern unberührt. Hier hatte es niemals Leben gegeben. Damona fühlte sich unwillkürlich an die Gräber ägyptischer Pharaonen erinnert, in denen die Umgebung der Toten perfekt nachgebildet worden war, manchmal in allen Einzelheiten. Auch dort spürte man dieses Gefühl – nur viel, viel schwächer. Dieses New York war nichts als ein gigantisches, lebensgroßes Modell der wirklichen Stadt.

Sie überquerte eine Kreuzung, blieb stehen und sah sich unschlüssig um. Der Wind trug einen fremdartigen, unangenehmen Geruch mit

sich, den sie nicht einordnen konnte. Sein Heulen klang mit einem Mal bedrohlich, und einen Moment lang bildete sich Damona ein, das Wispern heller, entfernter Stimmen darin wahrzunehmen.

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf und ging weiter. Wenn man sich lange genug auf ein bestimmtes, monotones Geräusch konzentrierte, dann konnte man darin alles Mögliche hören. Vor allem Dinge, die gar nicht existierten. Und sie mußte vor allem einen klaren Kopf behalten, wenn sie den Weg zurück jemals finden wollte.

***

»Ich will hier raus!«

In Mary-Lou Cramers Stimme schwang die beginnende Hysterie mit. Sie kauerte zusammengesunken vor einem der hohen, kaltschimmernden Spiegel, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte hemmungslos. Ihre Schultern zuckten.

»Bitte… ich … ich will raus …«

Frank Porter sah hilflos auf. »Sie dürfen nicht aufgeben«, sagte er leise. »Wir werden den Ausgang schon finden.«

Die Worte klangen hohl in seinen Ohren. Er hatte gelogen, und er wußte es. Sie waren am Ende. Sie hatten sich hoffnungslos verirrt.

Und es bestand keine Aussicht auf Rettung.

Er richtete sich auf, starrte sein Spiegelbild, das ihn tausendfach von den Wänden herab anblickte, wütend an und ballte hilflos die Fäuste. Sie waren stundenlang durch dieses verwunschene Kabinett geirrt, ohne auch nur die Spur des Ausgangs zu finden. Jeder Schritt, jeder Meter, den sie zurücklegten, schien sie tiefer in die sinneverwirrenden Gänge und Stollen hineinzuführen.

Porter fluchte lautlos in sich hinein. Von den Wänden herab imitierten die stummen Spiegelbilder seine Lippenbewegungen. Es kam ihm wie eine grausame Pantomime vor, die einzig zu dem Zweck inszeniert wurde, um ihn zu verhöhnen.

Wenn sich der Feind wenigstens zeigen würde. Wenn es wenigstens jemanden gegeben hätte, gegen den er kämpfen könnte! Er war hierhergekommen, um seinen Bruder zu rächen – aber alles, was er fand, waren Spiegel. Spiegel, Spiegel, und immer wieder Spiegel.

Aber es waren keine normalen Spiegel. Selbst wenn Damona King ihn nicht gewarnt hätte, wäre ihm aufgefallen, daß mit den Spiegeln hier etwas nicht stimmte. Er spürte den Atem des Fremden und Bedrohlichen, der diese Gänge ausfüllte; die kaum verhüllte Drohung, die im seelenlosen Grinsen seiner Ebenbilder zu liegen schien. Der schlanke, dunkelhaarige Mann in dem silberhinterlegten Glas vor ihm war ihm auf absurde Weise ähnlich und fremd zugleich. Sein Gesicht wirkte eingefallen und blaß. Die Haut schimmerte wächsern. Geronnenes Blut hatte sein Haar verklebt und ein abstraktes Muster

auf seiner Stirn und der linken Schläfe hinterlassen, und unter seinen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe.

Er drehte sich zu Mary-Lou herum, berührte sie sanft an der Schulter und versuchte, ein einigermaßen optimistisches Gesicht zu machen. Es mißlang kläglich. Er hatte plötzlich das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aber ein Blick in Mary-Lous Augen ließ ihn verstummen. In seiner Kehle saß plötzlich ein bitterer, harter Kloß.

»Wir kommen hier nie wieder raus, oder?« fragte Mary-Lou leise.

»Wenn wir aufgeben, nicht«, entgegnete Frank lahm. »Dieses verdammte Labyrinth muß ja irgendwo aufhören.« Er lachte kurz und hart. »Es gibt kein Labyrinth ohne Ausgang, Miß Cramer. Irgendwie werden wir es schon schaffen. Wir haben zwar keinen Ariadne-Faden, aber…« Er brach ab, runzelte die Stirn und verfiel für einen Augenblick in nachdenkliches Schweigen.

»Vielleicht haben wir doch einen…«, murmelte er.

Mary-Lou stand auf. Sie wirkte verstört und fahrig, und in ihren Augen flackerte die beginnende Panik. Aber sie beherrschte sich noch.

Frank begann seine Jacke aufzuknöpfen.

»Was haben Sie vor?«

Frank grinste flüchtig, warf die Jacke auf den Boden und riß ungeduldig an seinem Hemd. »Der Schlag auf den Kopf scheint härter gewesen zu sein, als ich dachte«, erklärte er trocken. »Aber so allmählich komme ich wieder zu mir.«

Er zog das Hemd vollends aus der Hose. Mary-Lou sah, daß er darunter eine dünne, silbern schimmernde Kette um den nackten Oberkörper gewunden hatte.

»Was ist das?«

Frank begann, die Kette mit geübten Bewegungen abzuwickeln.

»Eine kleine Überraschung, die ich mir für alle Fälle mitgenommen habe«, erklärte er. »Wäre ziemlich dumm, unbewaffnet hierherzukommen, oder?«

Mary-Lou runzelte zweifelnd die Stirn. »Aber…«

»Warum nicht?« Frank stopfte das Hemd nachlässig unter den Gürtel, ließ die Kette spielerisch durch die Luft pfeifen und wickelte sie schließlich mit gekonntem Schwung um sein Handgelenk.

»Wenn man damit umgehen kann, ist sie fast so gut wie eine Pistole«, erklärte er ernsthaft. »Und auf alle Fälle besser als ein Messer.«

Mary-Lou sah den jungen Mann entgeistert an. Natürlich hatte Frank ihr erzählt, wie er Damona King getroffen und hierhergekommen war. Aber sie begriff plötzlich, daß es noch eine Menge gab, was sie nicht über ihn wußte.

Vielleicht war das auch besser so, dachte sie. Ein unbehagliches Gefühl begann sich in ihrem Magen auszubreiten.

»Was haben Sie vor?« fragte sie schleppend.

Frank lächelte kalt. Er trat einen Schritt zurück, hob die Hand und wickelte die Kette mit gekonntem Schwung ab. Die glitzernden Stahlglieder verwandelten sich in ein wirbelndes, pfeifendes Rad, als er die Waffe über dem Kopf kreisen ließ.

»Das!«

Er fuhr so schnell herum, daß Mary-Lou der Bewegung kaum noch folgen konnte. Die Kette zischte durch die Luft, beschrieb einen blitzenden Halbkreis und sauste mit ungeheurer Wucht nieder.

Glas klirrte. Ein helles, peitschendes Geräusch ließ Mary-Lou zusammenfahren, während ein Hagel scharfkantiger Glassplitter auf sie und Frank niederprasselte.

Frank drehte sich triumphierend um. »Gar kein Problem«, sagte er zuversichtlich. »Das machen wir jetzt an jeder Abzweigung so, und zwar immer den ersten Spiegel in der Richtung, in die wir gehen. Dieses verdammte Kabinett kann ja nicht endlos sein. Wir sind wahrscheinlich schon stundenlang im Kreis herumgelaufen. Aber damit ist jetzt Schluß. Kommen Sie.«

Er machte eine auffordernde Bewegung mit der Linken, grinste mit neu erwachter Zuversicht und ging los. Mary-Lou folgte ihm zögernd.

Als sie die erste Abzweigung erreichten, blieb Frank stehen, schwang seine Kette und zerschmetterte einen weiteren Spiegel. Das Klirren des zerbrechenden Glases hallte wie der Todesschrei eines unbegreiflichen Lebewesens durch den Gang.

»Irgendwann«, zischte Frank wütend, »kommen wir auf diese Weise hier heraus. Wir müssen einfach!« Er holte wütend aus und schlug noch einmal zu, und noch einmal, und noch einmal, immer und immer wieder. Bei jedem Schlag zersprang ein Spiegel zu Millionen klirrender, schreiender Scherben.

»Wir müssen!« schrie er noch einmal. Er schien sich in eine Art kalt berechnender Raserei zu steigern. Mary-Lou sah, wie sich seine Muskeln bei jedem Schlag spannten, während er die Kette mit aller Kraft gegen die Wände krachen ließ.

»Frank! Hören Sie auf!«

Ihre Stimme schien den Bann zu brechen. Frank erstarrte, schloß für einen Moment die Augen und atmete hörbar aus. »Danke«, sagte er leise. »Ich… ich glaube, ich war dabei, durchzudrehen. Es tut mir leid.«

Mary-Lou trat zögernd auf ihn zu, berührte seinen Arm und starrte auf die Zerstörung hinunter, die sein kurzer Wutanfall hervorgerufen hatte.

»Es braucht Ihnen nicht leid zu tun«, sagte sie leise. »Ich verstehe Sie.«

Dutzende der Spiegel waren zerbrochen. Der Gang war übersät mit Glasscherben, und die leeren Rahmen wirkten auf Mary-Lou plötzlich

wie augenlose Höhlen, die sie anklagend anstarrten.

»Ich wollte, ich könnte es auch«, sagte sie plötzlich.

Frank lachte leise. »Tun Sie es. Es erleichtert.«

»Der Besitzer dieses Kabinetts wird es sicher nicht gerne sehen, wenn wir es zerschlagen.«

Frank grinste schief. »Ich hoffe es. Vielleicht locken wir ihn damit endlich aus seinem Loch heraus.« Er fuhr wütend herum und zerschmetterte einen weiteren Spiegel. »Ich werde dieses verdammte Kabinett kurz und klein schlagen, wenn es sein muß, Miß Cramer.«

»Das werden Sie nicht tun!«

Mary-Lou fuhr mit einem kleinen, spitzen Aufschrei herum. »Jeb!«

Jebediah Cramer sah seine Frau kurz an und lächelte kalt. »Es war nicht sehr klug von dir, mir zu folgen, Mary«, sagte er.

Mary-Lou schluckte krampfhaft. »Ich…«

Jebediah schnitt ihr mit einer herrischen Bewegung das Wort ab.

»Still jetzt. Wir unterhalten uns später.« Er trat vollends auf den Gang hinaus und fixierte Porter mit wachsamen Blicken.

»Sie hätten das nicht tun dürfen, Frank. Mary-Lou hat recht – wir sehen es nicht gerne, wenn jemand unser Eigentum zerstört.«

Frank sah Mary-Lou verwirrt an. »Wer ist das?«

Mary-Lou zögerte. »Jebediah«, sagte sie schließlich. »Mein… Mann. Oder das Ding, das seine Stelle eingenommen hat«, fügte sie hastig hinzu.

Cramer grinste und bewegte sich mit kleinen, trippelnden Schritten auf Porter zu. Unter seinen Schuhsohlen knirschte Glas. »Geben Sie mir die Kette, Frank!«

Porter grunzte abfällig. »Hol sie dir!« Er wich einen halben Schritt zurück, duckte sich und reckte kampflustig das Kinn vor. Die Kette pendelte lose in seiner Hand.

Ein kaum merkliches Flackern in Jebediahs Augen warnte Mary-Lou. Instinktiv wollte sie Frank eine Warnung zurufen, aber ihre Reaktion kam viel zu spät.

Jebediah sprang. Er federte ansatzlos vor, riß das Knie hoch und zielte nach Franks Gesicht.

Aber er hatte seinen Gegner unterschätzt. Porter wich mit einer spielerisch anmutenden Bewegung aus, ließ Cramers Fuß ins Leere treten und schlug dem zwei Köpfe kleineren FBI-Mann wuchtig in die Kniekehlen.

Cramer stolperte gegen die Wand, verlor das Gleichgewicht und fiel klirrend in einen Scherbenhaufen. Er rollte herum, sprang mit einem wütenden Knurren auf die Füße und ging erneut zum Angriff über.

Die Kette schnitt mit hellem Pfeifen durch die Luft. Frank sprang vor, drehte sich einmal um seine Achse und ließ die Stahlglieder mit vernichtender Wucht niedersausen. Cramer riß instinktiv die Arme

hoch, um sein Gesicht zu schützen, aber die Wirkung war gleich Null. Die Kette durchbrach seine Deckung so mühelos, als wäre sie gar nicht vorhanden. Cramer wurde von den Füßen gerissen, herumgeschleudert und wuchtig gegen die Wand geworfen. Der Aufprall ließ den Boden erzittern.

Frank lachte schrill. »Darauf habe ich gewartet«, sagte er keuchend. »Du wolltest die Kette, nicht wahr? Hier hast du sie!« Er sprang abermals vor, riß die Kette hoch und ließ ihr Ende wie eine Peitsche nach Cramers Gesicht zucken.

Der Schlag schmetterte Cramer erneut zu Boden. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus. Cramer knurrte, griff blitzschnell nach der Kette und brachte Frank mit einem harten Ruck aus dem Gleichgewicht.

Porter stolperte, kämpfte mit wild rudernden Armen um seine Balance und fiel schließlich neben dem FBI-Direktor zu Boden. Cramer war mit einer blitzschnellen Bewegung über ihm.

Porter wehrte sich verzweifelt. Aber er schien trotz des immensen Unterschieds in Größe und Gewicht keine Chance gegen seinen Gegner zu haben. Seine Fäuste hämmerten immer wieder zu, aber Cramer schien die Schläge gar nicht wahrzunehmen.

Er lachte schrill, schlug Franks Arme zur Seite und nagelte sie mit den Knien am Boden fest. Seine kleinen, fleischigen Hände legten sich wie Stahlklammern um Franks Hals.

Der junge Mann bäumte sich verzweifelt auf und versuchte, seinen Gegner abzuschütteln. Aber Jebediahs übermenschlichen Kräften war er nicht gewachsen. Cramer hockte wie eine große, mißgestaltete Kröte auf seiner Brust. Sein Gesicht verzerrte sich.

»Jeb! Hör auf!« kreischte Mary-Lou. »Bitte, hör auf! Du bringst ihn um!«

Sie versuchte, ihren Mann von seinem hilflos strampelnden Opfer herunterzuziehen, aber genausogut hätte sie versuchen können, einen Felsblock mit bloßen Händen zu bewegen. Jebediah knurrte ärgerlich und versetzte Mary-Lou einen Stoß, der sie zurücktaumeln und gegen die Wand stürzen ließ. Sie sackte hilflos zu Boden und zerschnitt sich die Hand an einer großen, gezackten Spiegelscherbe.

Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie wimmerte, kam mühsam auf Hände und Knie und tastete blind über den Boden.

Ihre Finger schlossen sich um etwas Spitzes, Scharfes. Ohne daß sie selbst genau wußte, was sie tat, nahm sie die Spiegelscherbe auf und wankte mühsam auf die beiden kämpfenden Männer zu.

Frank hatte aufgehört, sich zu wehren. Seine Beine zuckten hilflos, und sein Gesicht war blau angelaufen.

»Jeb… bitte … hör auf«, schluchzte Mary-Lou.

Jebediah lachte nur boshaft.

Und in diesem Moment stieß sie zu. Sie schwang die dreieckige

Scherbe wie einen Dolch und legte ihre ganze Kraft in den Stoß.

Jebediah stieß einen schrillen Schrei aus. Er bäumte sich auf, fiel von Franks Körper herunter und wälzte sich über den Boden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht versuchte er, an die Spiegelscherbe heranzukommen, die wie eine gläserne Pfeilspitze zwischen seinen Schulterblättern steckte. Aber er schaffte es nicht.

Eine unglaubliche Veränderung ging mit seinem Körper vor sich.

Er wurde durchsichtig, schemenhaft und verschwommen – und verschwand.

Mary-Lou starrte fassungslos auf die Stelle, an der ihr Mann noch vor Sekundenbruchteilen gelegen hatte.

***

Irgendwo in den unergründlichen Tiefen des Spiegelkabinetts zerbrach in diesem Moment ein Spiegel. Ein kleiner, untersetzter Mann fiel mit hilflos rudernden Armen vornüber aus dem Rahmen, schlug schwer auf dem Boden auf und blieb einen Moment lang benommen liegen. Dann richtete er sich mühsam auf und begann mit schleppenden Schritten davonzugehen.

***

Das Haus sah aus, als hätte ein schizophrener Architekt mit unglaublichen Hilfsmitteln seine Alpträume wahr werden lassen. Seine ursprünglichen Umrisse waren noch deutlich zu erkennen, aber die Konturen wirkten auf grauenhafte Art verzerrt und falsch.

Krank, dachte Damona. Das Haus sieht aus, als… als hätte es Krebs.

Die obersten vier Etagen schienen wie von einer ungeheuren Hand zusammengedrückt und verbogen zu sein. Die scheinbar massiven Betonwände waren zerdrückt, eingebeult, zu bizarren Falten und Schlünden verformt, als bestünde das Haus aus Kunststoff oder Gummi, der in der Sonne warm geworden und zerlaufen war.

Große, schwarzglänzende Tropfen waren an den Flanken des Gebäudes herabgelaufen und erstarrt. Die Fensterhöhlen erinnerten Damona an aufgerissene, zahnlose Münder, aus denen ein stummer Schrei zu ihr hinüberwehte.

Sie wandte sich ab, schloß die Augen und versuchte die Übelkeit zurückzudrängen, die der Anblick in ihr ausgelöst hatte.

Sie zwang sich, noch einmal hinzusehen. Die Veränderung war nicht nur auf dieses Haus beschränkt. Der ekelhafte Anblick hatte sie nur so in seinen Bann geschlagen, daß ihr die Gebäude rechts und links davon im ersten Moment normal vorgekommen waren.

Aber auch hier hatte die schleichende Veränderung schon begonnen. Dünne, glitzernde Schleimfäden wuchsen wie bizarre Spinnenbeine aus Fenstern und Türen. Die Gebäude wirkten irgendwie schief – die Winkel stimmten nicht mehr, und in den Schatten schien schleimiges,

glitzerndes Leben zu lauern.

Damona schluckte krampfhaft. In ihrem Mund war plötzlich ein säuerlicher, ekelhafter Geschmack. Sie legte den Kopf in den Nacken und sah zu den Silhouetten der Wolkenkratzer hinüber, die sich gegen den westlichen Horizont erhoben. Sie war noch zu weit entfernt, um Einzelheiten erkennen zu können, aber die schwarzen Schatten der Riesenblocks wirkten irgendwie verzerrt und bedrohlich.

Ein Geräusch ließ sie herumfahren.

Schritte!

Damona sah sich blitzschnell nach einer Deckung um und rannte dann auf den erstbesten Hauseingang zu. Die Tür war offen. Sie warf sich herum, preßte sich mit klopfendem Herzen gegen die Wand und starrte konzentriert in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war.

Es waren Schritte, das war jetzt deutlich auszumachen. Die Schritte von mehreren Personen – vier oder fünf, schätzte Damona. Sie klangen seltsam schleppend und mühsam. In der verlassenen Häuserschlucht nahm ihr Echo einen bedrohlichen Klang an.

Dann erschien die Gruppe auf der Straße.

Es waren zwei Männer, zwei Frauen und ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen.

Damona wußte sofort, wen sie vor sich hatte. Die Menschen waren nach der Mode der späten vierziger Jahre gekleidet. Ihre Bewegungen wirkten roboterhaft und starr, sie sahen kaum aus wie Menschen, sondern eher wie willenlose Marionetten, an deren Fäden ein unsichtbarer Puppenspieler zog.

Als sie näher kamen, sah Damona, daß ihre Gesichter ebenso starr und unbewegt waren. Leer. Die Augen waren glanzlos und matt, und das kaum merkliche Lächeln in ihren Mienen wirkte gefroren.

Sie hatte also recht gehabt – der Mann draußen auf dem Highway war nicht das einzige Opfer Ulthars gewesen, das den Weg in die Spiegelwelt gefunden hatte.

Sie wartete, bis die Gruppe dicht an ihrem Versteck vorübergegangen war. Dann nahm sie all ihren Mut zusammen und trat auf die Straße.

»Hallo!«

Ihre Stimme hallte klar und scheinbar überlaut durch das Schweigen. Der Wind verstummte für einen Herzschlag, um dann mit neuer Wut loszubrechen, und für einen Augenblick hatte sie den aberwitzigen Eindruck, als ob ein unhörbares, ärgerliches Seufzen durch die Welt ginge. Aber die fünf Menschen zeigten keine Reaktion.

Damona lief ärgerlich los und vertrat ihnen den Weg. Die Gruppe teilte sich und ging um sie herum, wie man um ein lebloses Hindernis herumging. Damona fuhr herum, griff nach dem Mädchen und hielt es fest.

»Bleibt doch wenigstens stehen!«
Ein harter Ruck ging durch ihre Hand, als die Kleine einfach weiterging.
Es war unmöglich, sie festzuhalten.
Damona stieß einen ganz und gar nicht damenhaften Fluch aus und eilte hinter der Gruppe her. »Verdammt noch mal – hört ihr mich denn nicht?«
Sie riß eine der Frauen grob an der Schulter herum und schüttelte sie. »Antworten Sie doch wenigstens!«
Die Frau blinzelte. Ein mißbilligender Ausdruck erschien auf ihrem starren Puppengesicht, und für einen Augenblick sah es fast so aus, als habe Damona den Bann durchbrochen. Aber nur für einen Moment. Dann erstarrte das Gesicht wieder zu einem seelenlosen Marionettengrinsen. Die Frau hob die Hand, streifte Damonas Griff ab und drehte sich um, um dem Rest der Gruppe zu folgen.
Damona starrte ihr entsetzt nach. Die Frau ging mit schnellen, weit ausgreifenden Schritten hinter den vier anderen her, nahm ihren Platz in der Gruppe wieder ein und verlangsamte dann ihr Tempo.
Plötzlich hatte Damona das Bedürfnis, zu schreien.

***

Der Vorhang bestand aus rotem, schwerem Samt. Eine kleine goldene Spange, die mit komplizierten Gravuren versehen war, verband die beiden Hälften miteinander und verwehrte den Blick auf das, was dahinter lag.
Bis auf den Vorhang war der Raum vollkommen leer. Mildes, gelbes Licht kam aus einer unsichtbaren Quelle, und durch die dünnen Wände drang unverständliches Stimmengemurmel, unterlegt mit den zahlreichen, nicht einzeln wahrzunehmenden Geräuschen, die eine größere Menschenmenge verursacht.
Zwischen Ulthars Brauen erschien eine steile, tiefe Falte. Auf seinem Gesicht lag ein besorgter Ausdruck, und seine Bewegungen wirkten fahrig.
Er war nervös.
Der Vorhang schien sich unmerklich zu bewegen. Es klirrte leise, als die beiden Teile des goldenen Verschlusses aneinanderschlugen, und in den schweren roten Samtfalten schienen geheimnisvolle Schattenwesen zum Leben zu erwachen.
Der Magier trat zögernd an den Vorhang heran. Seine Finger berührten die goldene Schnalle. Seine Lippen formten leise, unverständliche Worte in einer Sprache, deren Sinn er selbst nicht verstand. Der Verschluß löste sich. Die beiden Hälften des Samtvorhangs glitten wie von Geisterhand bewegt auseinander.
Dahinter lag ein riesiger, konkav gebogener Spiegel.

Ulthar blickte endlos lange auf das, was darin abgebildet war.

Er spürte den Fluß dunkler, böser Kraft, der aus dem Zentrum des Spiegels zu ihm hinüberströmte. Eine Energie, die so fremdartig und böse war, daß sie selbst ihn noch manchmal erschreckte.

Nach einer Ewigkeit schloß er den Vorhang wieder.

»Damona!«

Schritte näherten sich, dann wurde die Tür lautlos aufgestoßen.

»Sie haben mich gerufen, Meister?«

Ulthar lächelte dünn. Die Ereignisse hatten sich in letzter Zeit nicht immer nach seinen Vorstellungen entwickelt – einer der Gründe für seine Nervosität. Die Mächte, die hinter ihm standen, schätzten es nicht, wenn ihre Befehle nicht zu ihrer vollen Zufriedenheit ausgeführt wurden. Aber er hielt noch einen Trumpf in der Hand, der ihm letztendlich den Sieg bringen würde: Damona King.

Obwohl die echte Hexe entkommen war, hatten die schwarzen Spiegel ein Ebenbild von ihr entstehen lassen. Ein Duplikat, das genauso schlecht und boshaft war, wie die echte Damona gut und aufrichtig war. Und sie hatten ein weiteres getan – diese Damona, *sein* Geschöpf, *seine* Sklavin, verfügte über alle magischen Fähigkeiten, die die wirkliche Damona längst verloren hatte. Und das Hexenherz, das Ulthars Sklaven der wirklichen Damona King gestohlen hatten, verstärkte diese Kräfte ins Unermeßliche.

Ulthar verspürte ein leises Gefühl der Beunruhigung, als er an die ungeheuren PSI-Kräfte dachte, die diese so zerbrechlich wirkende Frau entfesseln konnte. Selbst die echte Damona King hätte sich nie träumen lassen, wozu sie wirklich in der Lage war. Ihren Fähigkeiten waren praktisch keine Grenzen gesetzt.

Mit ihr, dachte Ulthar, *werde ich die Welt erobern.* Seine Intelligenz und Damona Kings PSI-Kräfte ergaben eine Kombination, die in ihrer Art wahrscheinlich einmalig war. Einmalig und unschlagbar.

»Der Dämon ist vernichtet?« fragte er.

Damona lächelte. »Er ist tot, wie ihr es befohlen habt, Herr.« Ihre Stimme klang starr. Es war die Stimme Damona Kings, aber sie hörte sich an wie eine schlechte Kopie. Irgend etwas fehlte, ein wichtiger, nicht näher zu bestimmender Teil.

»Gut gemacht«, lobte Ulthar. »Aber wir haben noch mehr zu tun. Die echte Damona King ist entkommen. Du weißt, was das bedeutet.«

Damona nickte knapp. Solange ihr Original nicht so wie die Seelen der anderen Sklaven zu einer Gefangenen der Spiegel geworden war, war sie nicht komplett. Etwas fehlte. Initiative. Entschlußkraft und all die tausend anderen kleinen Dinge, die aus einem Menschen erst einen Menschen machten. Damona II war im Grunde nichts als eine perfekte Kopie der echten Damona, ein lebender Roboter, der den Befehlen Ulthars gehorchte, aber nicht zu eigenen Entscheidungen fähig war.

Ulthar war sich der Gefahr, die in dieser Tatsache lag, durchaus bewußt. Er mußte sich praktisch jedes Wort, das er in Damonas Gegenwart sprach, zehnmal überlegen. Das Spiegelwesen würde jeden Befehl wortwörtlich ausführen – ganz egal wie, und ganz egal, welchen Schaden es dabei vielleicht anrichtete.

»Aber ich weiß, wo sie ist«, fuhr er nach einer Weile fort. Ein häßliches Lächeln überzog sein Gesicht. »Die Hexe sitzt in der Falle. Es gibt von dort, wo sie ist, kein Entkommen. Sie ist auf der *anderen* Seite.«

Damona runzelte die Stirn. »Sie meinen…«

»Auf der Spiegelwelt«, nickte Ulthar. »Ganz recht. Wir brauchen sie nur noch aufzusammeln. Und diesmal werden wir dafür sorgen, daß sie uns nicht noch einmal entwischt. Wir können uns keine Fehler mehr leisten.«

Damona King bewegte sich unruhig. Sie spürte die Nervosität, die hinter Ulthars scheinbar ruhig ausgesprochenen Worten lauerte. Der Magier hatte Angst. Das Spiegelwesen fragte sich unwillkürlich, wovor ein Mensch mit Ulthars Macht Angst haben mochte.

»Du wirst ein paar Männer auf die andere Seite schicken, um Damona King zu fangen«, befahl Ulthar nach einer Pause. »Aber suche zuverlässige Leute aus. Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Damona nickte. »Ich werde selbst gehen. Mike Hunter und ich.«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Nein. Dich brauche ich hier.« Er fuhr ruckartig herum, biß sich auf die Lippen und ballte die Faust.

Sein Blick hing wie hypnotisiert an den Falten des Samtvorhangs.

Wieder hatte er den Eindruck, daß der Stoff sich bewegte. Etwas ungeheuer Fremdes schien für Augenblicke in den Raum zu greifen und sich dann wieder zurückzuziehen.

»Beeil dich«, sagte er leise, ohne sich umzudrehen. »Schick die Männer los. Danach kommst du wieder. Ich fürchte, Asmodis wird nicht sehr erfreut darüber sein, daß ich ihn in eine Falle gelockt habe.« Er drehte sich um, lächelte humorlos und sah Damona durchdringend an. »Ich müßte mich sehr in ihm täuschen, wenn er nicht in naher Zukunft versuchen würde, uns anzugreifen. Aber das kommt unseren Plänen nur entgegen. Bereite alles für seinen Empfang vor.«

***

Ulthar irrte sich nicht. Asmodis hatte keineswegs vor, die Niederlage, die ihm der Herr der Spiegel beigebracht hatte, hinzunehmen.

Aber das Oberhaupt der Schwarzen Familie wußte auch, daß er mit Ulthar auf einen Gegner gestoßen war, der ihm zumindest ebenbürtig zu sein schien.

»Es ist alles bereit, Herr«, sagte eine Stimme.

Asmodis schrak aus seinen Grübeleien hoch und sah auf. Der Thronsaal war leer, wie immer, wenn er sich hierher zurückzog, um über irgendwelche Probleme nachzudenken. Keiner seiner Untergebenen würde es wagen, ihn hier zu stören.

Asmodis musterte den knienden Dämon vor seinem Thron finster.

Das Wesen entfernte sich rückwärts gehend, den Blick starr auf den Boden gerichtet.

»Bleib!«

Der Dämon erstarrte mitten in der Bewegung. Asmodis sah, wie seine Krallenhände unmerklich zu zittern begannen. Das Monster hatte Angst. Es wäre nicht das erste Mal, daß der Schwarze Lord seine Wut über einen Fehlschlag an seinen eigenen Gefolgsleuten ausließ.

Der Anblick besänftigte Asmodis' Zorn ein wenig. Er wußte, daß die Schwarze Familie Angst vor ihm hatte. Und das war auch gut so.

Das Wissen vermittelte ihm ein Gefühl der Macht, der grenzenlosen Überlegenheit und Stärke, der sich keiner zu widersetzen wagen würde.

Oder jedenfalls fast keiner; verbesserte sich Asmodis in Gedanken.

Er stand auf, sprang leichtfüßig von seinem steinernen Thron hinunter und eilte auf den Dämon zu. Obwohl das Wesen größer und muskulöser als ein Mensch war, überragte Asmodis es um mehr als einen halben Meter. Neben dem Schwarzen Lord wirkte der Dämon wie ein mißgestalteter Zwerg.

»Der Angriff ist vorbereitet?«

Der Dämon nickte ängstlich. »Ja, Herr. Wir warten nur noch auf euren Befehl.«

Asmodis lächelte dünn.

Ulthar würde eine Überraschung erleben, die er sich selbst in seinen schlimmsten Alpträumen nicht vorgestellt hatte.

Er nickte. »Gut. Führe mich zu ihnen.«

Das Wesen drehte sich herum und eilte mit kleinen, flinken Bewegungen vor seinem Herrn her. Asmodis folgte ihm mit unbewegtem Gesicht. Äußerlich war dem Oberhaupt der Schwarzen Familie nichts von seiner Erregung anzumerken.

Als Asmodis den Thronsaal verließ, huschte eine kleine, mißgestaltete Gestalt aus dem Schatten seines Thrones hervor und folgte ihm. Aber davon merkte Asmodis nichts. Seine Gedanken waren einzig auf den bevorstehenden Angriff gerichtet. Die anfängliche Wut war mittlerweile in einen kalten, berechnenden Vernichtungswillen umgeschlagen. Nie zuvor hatte ein sterblicher Mensch gewagt, ihn derart unverschämt herauszufordern, wie Ulthar es getan hatte. Und Asmodis hatte sich vorgenommen, den Magier für diese Herausforderung büßen zu lassen, wie noch keinen anderen zuvor.

Sie gingen durch niedrige, von rötlichem Fackelschein erleuchtete

Gänge, die von schleimigem Leben erfüllt zu sein schienen. Glühende Augen schienen den Herrn der Finsternis aus dem Dunkel heraus zu beobachten, und manchmal stob aus irgendeinem Schatten ein kleiner, häßlicher Umriß heraus und ergriff kreischend die Flucht.

Nach einer scheinbar endlosen Wanderung über Gänge, Flure und durch gigantische Höhlen erreichten sie einen weiten, nur notdürftig erleuchteten Raum, in dem sich eine unübersehbare Menge abscheulicher Ungeheuer versammelt hatte.

Asmodis blieb unter dem Eingang stehen und betrachtete sein Schreckensheer voller Stolz.

Die Hölle schien ihre scheußlichsten Kreaturen ausgespuckt zu haben, um dieses Sammelsurium von Monstrositäten, Ungeheuern und Bestien zu erschaffen. Es gab kleine, gnomenhafte Wesen mit muskulösen Armen und furchteinflößenden Krokodilgebissen, harmlos aussehende Zwerge mit gemeinen Koboldgesichtern und stämmige, menschenähnliche Wesen, die von grünen Schuppen bedeckt waren und mit mittelalterlichen Waffen spielten, aber auch gigantische, unbeschreiblich häßliche Dinger, die nur aus Panzerplatten und Zähnen zu bestehen schienen.

In der Halle herrschte ein unbeschreiblicher Lärm – Kreischen, Quaken, Pfeifen, brüllende und keuchende Laute, die sich zu einer Kakophonie des Schreckens zu vereinigen schienen.

Asmodis ließ den Blick langsam über die vorderste Reihe seiner Armee streifen. Stolz wallte in ihm empor, gepaart mit einem Gefühl unbeschreiblicher Macht. In all den Äonen, die er die Schwarze Familie jetzt führte, hatte er noch nie ein solches Heer gesehen. Nichts, absolut nichts würde dieser Versammlung bösartiger Energie widerstehen können. Fast die gesamte Schwarze Familie war hier versammelt, um sich für die Schmach zu rächen, die ihrem Herrn angetan worden war.

Eigentlich hatte Asmodis sich dieses Heer für die finale Schlacht aufheben wollen. Für das Harmageddon, die entscheidende Schlacht zwischen Gut und Böse, die eines Tages ausbrechen würde. Aber der Zorn über die Niederlage machte ihn blind. Er würde ein Exempel statuieren. Ulthars Schicksal sollte eine eindeutige Warnung an jeden sein, der mit dem Gedanken spielte, ihn herauszufordern.

Eine riesige Fledermaus stieß von der Decke herab und kreiste einen Moment lang um Asmodis Kopf. Der Höllenfürst schrak aus seinen Rachegedanken hoch. Der Dämon neben ihm bewegte sich unruhig. Er scharrte mit den Füßen und senkte hastig den Blick, als Asmodis ihn ansah.

»Wir müssen… aufbrechen«, sagte er zögernd. »Die Armee ist … unruhig …«

Das war sehr vorsichtig ausgedrückt. Über der Ansammlung von

Schreckensgestalten lag eine fast greifbar dichte Atmosphäre der Gewalttätigkeit. Ein winziger Funken würde genügen, um dieses Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Aber Asmodis gedachte diese Detonation in die richtige Richtung zu lenken.

Er würde Ulthar zerschmettern. Wenn er mit ihm fertig war, würde nicht einmal genug von ihm übrigbleiben, um…

Ein lautloses Aufstöhnen in den Reihen der Dämonen-Armee ließ ihn aus seinen Gedanken hochschrecken. Das schrille Crescendo der durcheinanderschreienden und brüllenden Stimmen verstummte abrupt, und die Blicke der wartenden Armee richteten sich fasziniert auf einen Punkt irgendwo hinter dem Rücken des Höllenfürsten.

Asmodis fuhr mit einer gleitenden Bewegung herum – und erstarrte.

Die Gestalt war relativ klein – kaum größer als ein normal gewachsener Mensch – bis zur Dürrheit mager und in einen schwarzgold gemusterten Mantel gehüllt, der nur Hals, Hände und die gespaltenen Hufe frei ließ. Spitze, aufwärts gebogene Hörner wuchsen aus einer fliehenden Stirn, unter der sich ein Gesicht von so abgrundtiefer Häßlichkeit präsentierte, daß selbst Asmodis unwillkürlich zurückschreckte. Eine dumpfe, knisternde Aura von Gewalttätigkeit schien die Erscheinung zu umgeben.

Asmodis schluckte trocken. »Satan…«

Ein häßliches Grinsen verzerrte die Visage des Höllenfürsten.

»Du bist ein Narr, Asmodis«, sagte er leise. Seine Stimme hatte einen unangenehmen, knarrenden Klang, der an rostiges Eisen und zermahlenes Glas erinnerte.

Asmodis wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Der Blick der kleinen, stechenden Augen des Teufels folgte ihm unbarmherzig.

»Ich…«

»Schweig!« zischte Satan. Er gab sich nicht einmal die Mühe, die Stimme zu erheben, aber auch so ließ Asmodis der knappe Befehl auf der Stelle verstummen. »Ich habe dir nicht den Oberbefehl über meine Heerscharen gegeben, damit du deine persönlichen Rachegelüste damit befriedigst«, sagte Satan. Ein schwarzer Schleimfaden lief aus seinem Mundwinkel und tropfte an seinem Mantel herunter zu Boden. Dort, wo die Flüssigkeit den Stein traf, entstand ein fingertiefes, dampfendes Loch.

»Aber…«

»Dieser Angriff wird nicht stattfinden«, sagte Satan ruhig. »Ich verbiete es.«

Asmodis raffte den Rest seiner angeknacksten Selbstsicherheit zusammen. »Herr!« keuchte er. »Dieser Ulthar hat es gewagt…«

»Ich weiß, was er gewagt hat«, unterbrach ihn Satan hart. »Er hat es gewagt, darauf zu warten, daß du dir eine Blöße gibst.« Er lachte

meckernd. Sein Schwanz peitschte über den Boden. Funken stoben auf. »Ich überlege, ob es nicht besser wäre, einen anderen an deine Stelle zu setzen, Asmodis. Du beginnst, Fehler zu machen.«

»Aber wir werden diesen Kampf gewinnen!« begehrte Asmodis auf.

»Ihr werdet nicht kämpfen.« Satan zögerte. Dann fuhr er mit leiser Stimme fort: »Es gibt Mächte, gegen die nicht einmal ich mich stelle.«

Asmodis starrte sein Gegenüber fassungslos an. Satan erwiderte seinen Blick kalt, dann nickte er unmerklich. »Du hast mich verstanden.«

»Ja, Herr.«

Ein greller, sengender Blitz ließ Asmodis gequält aufstöhnen. Als sich das schmerzhafte Flimmern auf seinen Netzhäuten gelegt hatte, war die Gestalt Satans verschwunden.

Asmodis stand noch lange reglos da und starrte auf die Stelle, an der der Teufel gestanden hatte. Die Demütigung, die ihm vor all seinen Untergebenen zugefügt worden war, wühlte wie ein heißer, quälender Schmerz in seinem Inneren.

Aber es war nicht nur die Demütigung. Hinter seiner Stirn hatte sich ein bösartiger, nagender Gedanke festgesetzt, ein Gedanke, der so unvorstellbar und lästerlich war, daß er ihn nicht auszusprechen wagte. *Es gibt Mächte, gegen die nicht einmal ich mich zu stellen wage*, waren Satans Worte gewesen. Und Asmodis hatte das erregte Beben in seiner Aura deutlich gespürt, als er diese Worte ausgesprochen hatte.

Aber er konnte sich beim besten Willen keine Macht des Universums vorstellen, vor der der Leibhaftige Angst hatte…

***

Die Gruppe bewegte sich zielstrebig auf das Zentrum der Stadt zu.

Damona hatte noch einmal versucht, eine der Frauen anzusprechen, aber das Ergebnis war genauso niederschmetternd und deprimierend gewesen wie beim ersten Mal. Es war, als wäre sie für diese Menschen einfach nicht da. Sie blieben stehen, wenn sie ihnen den Weg vertrat, aber sie reagierten nicht.

Damona hatte beschlossen, ihnen zu folgen. Diese Menschen bewegten sich so zielbewußt auf das Zentrum der schwarzen Ausstrahlung zu, daß es schon kein Zufall mehr sein konnte. Damona war sicher, daß sie dort – wo immer dieses dort sein mochte – auch die anderen Opfer der Zauberspiegel treffen würde. Auch der Mann draußen hatte sich in Richtung Stadtmitte bewegt. Und sie würde dort auch auf die Lösung des Rätsels treffen. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, daß diese gigantische Spiegelwelt so völlig ohne Sinn errichtet worden war.

Die grauenhafte Veränderung ihrer Umwelt ging weiter, als sie sich dem Zentrum näherten. Kaum eines der Häuser, die die Straße zu

beiden Seiten säumten, war noch normal. Selbst die Straße selbst schien sich verändert zu haben – der Asphalt schien wellig, porös und verworfen; der Boden federte unter ihren Schritten, und manchmal schien eine unmerkliche, vibrierende Bewegung durch ihre Schuhsohlen zu dringen. Schwarze, schleimig glitzernde Fäden wuchsen aus Gullys, Hauseingängen und Fenstern, und der üble, durchdringende Geruch, den sie schon vorher wahrgenommen hatte, wurde fast unerträglich.

Sie blieb stehen, kramte ein Taschentuch hervor und band es sich provisorisch um Mund und Nase. Aber das half auch nicht viel. Der Gestank schien nicht nur mit dem Wind herangetragen zu werden, sondern von überallher zu kommen, als ströme jedes Haus, jeder Stein und selbst jedes Luftmolekül den unerträglichen Geruch aus.

Damona spürte Übelkeit in sich aufsteigen.

Die Gruppe vor ihr beschleunigte ihre Schritte, und Damona ging ebenfalls schneller. Sie hatte den fünf Spiegelwesen etwa eine halbe Meile Vorsprung gelassen, um nicht unvorbereitet in eine Falle zu tappen, aber sie mußte immer wieder gegen den Impuls ankämpfen, einfach loszustürmen und sich der Gruppe anzuschließen, nur um nicht mehr allein zu sein.

Die Einsamkeit war unerträglich. Noch nie zuvor in ihrem Leben hatte Damona so deutlich gespürt, was es hieß, allein, wirklich allein zu sein. Sie hätte im Augenblick selbst die Gesellschaft eines von Asmodis' Dämonen in Kauf genommen.

Aber diese Welt schien so fremdartig und abstoßend zu sein, daß selbst die Schwarzblüter davor zurückschreckten.

Sie ging langsam mit gesenktem Kopf weiter. Der Anblick der verdrehten, deformierten Häuser schmerzte in ihren Augen. Es war nicht allein das Aussehen der Gebäude. Irgend etwas Böses, Grausames schien hinter den schwarzen Schleimmassen zu lauern, eine Art körperloser, kriechender Intelligenz, die wie eine gigantische Spinne in ihrem Netz hockte und darauf wartete, daß ihre Opfer in die Falle gingen.

Es begann zu regnen; feiner, nieselnder Regen, der in Schwaden wie Nebel durch die Straßen trieb, Häuser und Menschen mit klammer Feuchtigkeit durchtränkte und sich als glitzernde Schicht auf Fensterscheiben und Dächern festsetzte. Damona schlug den Kragen ihrer leichten Sommerjacke hoch und verbarg die Hände in den Taschen. Es wurde zunehmend kälter. Mit jedem Schritt, den sie tiefer in die Stadt eindrang, schienen die Strahlen der Sonne an Kraft zu verlieren. Der Regen wurde kalt, dann eisig. Dünne, schleimige Rinnsale sammelten sich in Regenrinnen. Auf den Bürgersteigen erschienen ölig glänzende Pfützen. Damona zog angeekelt die Schultern zusammen und ging dicht an der Hauswand entlang weiter.

Ihre Schuhe erzeugten seltsam saugende Geräusche auf dem nassen Asphalt, und das Gehen wurde zunehmend schwieriger. Der Regen schien irgendwie nicht mehr aus Wasser, sondern aus einer unbestimmbaren, klebrigen Flüssigkeit zu bestehen.

Die Spiegelwesen bogen in eine Seitenstraße ein. Damona zögerte einen Herzschlag lang, zuckte dann ergeben mit den Achseln und trat in den strömenden Regen hinaus, um die Straße zu überqueren.

Sie hätte das Zentrum der Strahlung jetzt auch ohne ihre Führer gefunden, aber der Gedanke, mit den fünf Wesen die letzte sichtbare Verbindung zu ihrer Welt zu verlieren, erschien ihr unerträglich.

Ihr Blick fiel auf die dunklen Silhouetten der Hochhäuser im Stadtzentrum. Die schwarzen, verformten Kolosse, die sich dort gegen den Himmel erhoben, hatten kaum noch etwas mit den Häusern gemein, die sie von Manhattan her kannte. Sie erschauerte.

Als sie die Straße erreicht hatte, in der die Spiegelwesen verschwunden waren, durchschnitt ein gellender Schrei die Luft.

Damona blieb so abrupt stehen, als wäre sie vor eine unsichtbare Wand gelaufen.

In dem Schrei war nichts Menschliches. Es war ein grauenhafter, krächzender Aufschrei, ein grelles Kreischen in einer Tonlage, die Damona das Mark in den Knochen gefrieren ließ. Der Schrei schwang sich in ungeheure, fast schmerzhafte Höhen empor, hallte zwischen den steinernen Wänden der Häuserschluchten wider und brach dann mit der gleichen Plötzlichkeit ab, mit der er begonnen hatte.

Damona nahm zögernd die Hände von den Ohren. Ihr Gesicht war schmerzverzerrt. Ihre Hände zitterten. Plötzlich hatte sie Angst davor, weiterzugehen.

Sie preßte sich eng gegen die Wand und lugte um die Ecke.

Der Anblick ließ sie aufstöhnen.

Außer den fünf Personen, denen sie hierher gefolgt war, befand sich noch eine ganze Anzahl weiterer Spiegelwesen auf der engen Straße.

Aber nicht nur sie.

Rechts und links der schweigenden Prozession bewegten sich seltsame, geschuppte Gestalten.

Damona hatte schon viele unglaubliche Wesen gesehen; Lebewesen, die die Vorstellungskraft eines normalen Menschen überschritten, Menschen, die dem Einfluß der Hölle nicht nur geistig, sondern auch körperlich erlegen waren, die auf unglaublich grauenhafte und bestialische Weise verändert worden waren. Aber sie hatte noch niemals Monstren wie diese gesehen. Sie schloß die Augen und versuchte sich abzuwenden, aber der Anblick dieser lebenden Scheußlichkeiten hatte sich bereits tief in ihr Bewußtsein gebrannt.

Die Wesen waren mehr als zwei Meter groß. Ihre Körper erinnerten vage an menschengroße, aufrecht gehende Echsen: kurze, stämmige

Beine, grüngeschuppte Haut und lange, muskulöse und biegsame Arme, die in fürchterlichen Krallenhänden endeten. Spitze, etwa zwanzig Zentimeter lange Dornen wuchsen aus Knie- und Ellenbogengelenken. Ihre Köpfe schienen nur aus Horn zu bestehen – bizarre Gebilde aus scheinbar planlos wucherndem Gewebe, das in zahllosen Stacheln und Schneiden endete. Die Gesichter: Kraterlandschaften aus Rissen und Schrunden, in denen kleine, boshafte Augen ohne Pupillen funkelten. Ihre Gebisse hätten jeden Mörderwal vor Neid erblassen lassen.

Schwarze, schleimig glitzernde Fäden, die von eigenständigem, zuckendem Leben erfüllt zu sein schienen, überzogen die Schuppenhaut der Ungeheuer. Damona hatte nur einen winzigen Augenblick lang hingesehen, aber sie hatte trotzdem bemerkt, daß dieses Fadengeflecht nicht nur auf der Körperoberfläche der Wesen zu finden war. Fühler der ekelhaften, an bloßgelegte Nerven erinnernden Substanz wuchsen aus Nase, Mund und Ohren der Kreaturen.

Ohne daß sie einen Grund dafür angeben konnte, war Damona plötzlich davon überzeugt, daß die Echsenwesen von dieser schwarzen Substanz gelenkt wurden.

Sie kämpfte die aufkommende Übelkeit nieder und zwang sich, die Gruppe noch einmal anzusehen.

Die Prozession war mittlerweile weitergezogen. Offensichtlich hatte man nur noch auf das Eintreffen der fünf Wesen gewartet, denen Damona hierher gefolgt war.

Die Spiegelwesen bewegten sich wie willenlose Marionetten zwischen den riesigen Wächtern. Damona sah, daß die Echsenwesen lange, gefährlich aussehende Peitschen in den Händen trugen. Aber sie schienen nur zur Dekoration zu dienen. Keines der Spiegelwesen machte auch nur den Versuch, aus der Doppelreihe auszubrechen.

Sie wartete, bis die Gruppe um die nächste Biegung verschwunden war, ehe sie sich von der Wand abstieß und geduckt hinterherschlich.

***

Die Luft begann unmerklich zu flimmern. Ein großer, rechteckiger Umriß schien sich dicht über dem Boden materialisieren zu wollen.

Er flackerte, wurde fester, verlor dann wieder an Substanz und wurde zu einer nebelhaften, kaum sichtbaren Erscheinung. Der Prozeß wiederholte sich, und diesmal stabilisierte sich der Umriß. Ein großes, an eine Tür erinnerndes Rechteck erschien mitten auf der Straße.

Eine Tür in eine andere Welt.

Nacheinander erschienen vier, fünf hochgewachsene Gestalten in der Öffnung, traten zögernd auf die Straße hinaus und blieben stehen.

Dann erlosch das Tor.

Mike Hunter sah sich vorsichtig um. Die Straßen schienen leer und

verlassen zu sein, aber er spürte, daß sie nicht allein waren. Irgend etwas Fremdes, Lauerndes war hier, eine körperlose Bedrohung, die sie aus tausend unsichtbaren Augen zu mustern schien.

»Beeilen wir uns«, sagte er. Seine Stimme klang seltsam schrill und krächzend.

»Diese Richtung.« Er wies mit einer vagen Geste in Richtung Stadtmitte. »Sie kann noch nicht weit sein. Je eher wir sie fangen, desto besser.«

Sie setzten sich in Bewegung. Ihre Schritte klangen seltsam hart und störend auf dem nassen Asphalt. Mike bemerkte, wie Romano Tozzi unwillkürlich vorsichtiger auftrat, als befürchte er, durch das Geräusch seiner Schritte eine schlafende Bedrohung aufzuwecken.

Wahrscheinlich verspürte er das gleiche, unsichere Gefühl wie Mike.

Wahrscheinlich spürten es alle.

Mike starrte aus zusammengekniffenen Augen zu den Silhouetten der Stadt hinüber. Ulthar hatte ihn gewarnt. Sie bewegten sich in einer Umgebung, die sich radikal von allem unterschied, das Menschen je kennengelernt hatten. Die scheinbare Ähnlichkeit täuschte – dieses New York war eine spiegelverkehrte Ausgabe des echten New York, eine Stadt, die genauso radikal und kompromißlos ins Gegenteil verkehrt worden war wie Mike, Romano und die anderen.

Hinter den scheinbar vertrauten Umrissen lauerte das Grauen.

Mike spürte, wie die seltsame Ausstrahlung, die er gleich bei seiner Ankunft bemerkt hatte, etwas in ihm in Bewegung zu bringen schien. Das Gefühl war nicht in Worte zu kleiden. Er sah sich nervös um.

»Irgend etwas…«, begann Romano zögernd, »stimmt hier nicht.«

Mike nickte impulsiv. Tozzi spürte es also auch.

»Ich glaube, Ulthar hat uns etwas verschwiegen«, murmelte er. Er erschrak über seine eigenen Worte oder vielmehr über die Gedanken, denen sie entsprangen.

Er bemerkte, daß Romano ihn überrascht ansah, und runzelte ärgerlich die Stirn. »Gehen wir weiter«, sagte er barsch. »Wir haben nicht viel Zeit.«

Aber er spürte, wie die nagenden Zweifel wuchsen, während sie langsam tiefer in die Stadt eindrangen. Und langsam, ganz langsam, machte sich in ihm die Überzeugung breit, daß Ulthar einen verhängnisvollen Fehler begangen hatte.

***

Direkt vor ihnen machte der Gang eine scharfe Biegung. Sie konnten nicht erkennen, was dahinter lag. Die Spiegel waren so angeordnet, daß sie immer nur ihr eigenes Spiegelbild zurückwarfen – ganz egal, aus welchem Blickwinkel sie sie betrachteten.

Mary-Lou blieb stehen.

»Ich… ich habe Angst«, sagte sie leise.

Frank nickte wortlos. Er hatte seit dem Kampf mit Cramer kaum eine Silbe von sich gegeben. Sein Selbstbewußtsein schien einen ziemlichen Sprung bekommen zu haben.

Er hatte auch aufgehört, Spiegel zu zerschlagen. Im nachhinein mußte sich Mary-Lou eingestehen, daß die Idee sowieso nicht gut gewesen war. Es wäre ziemlich naiv gewesen, im Ernst anzunehmen, daß Ulthar tatenlos zusehen würde, wie sie sein Labyrinth Stück für Stück zerstörten.

Mary-Lou hatte jedes Zeitgefühl verloren. Sie hatte das Gefühl, seit Stunden und Tagen durch das Spiegellabyrinth zu irren. Aber vielleicht waren es auch erst wenige Minuten.

Sie sah angeekelt auf ihre Hände hinunter. Sie hatte gemordet.

Einen Menschen ermordet. Mit diesen Händen.

»Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen«, sagte Frank leise. Er hatte ihren Blick bemerkt und schien ihre Gedanken zu erraten. »Sie hatten keine Wahl. Er hätte sie auch umgebracht.«

Mary-Lou nickte verkrampft. »Ich… weiß«, sagte sie stockend. Sie ließ die Arme sinken, lehnte sich gegen die Wand und sah Frank unsicher an. »Ich … ich versuche immer wieder, mir einzureden, daß dieses … Ding kein Mensch war. Aber …«

»Er sah aus wie ihr Mann«, nickte Frank.

»Ja.« Mary-Lous Stimme zitterte merklich. »Ich weiß, daß es nicht Jebediah war, aber… er … er sah aus wie er, und …« Sie brach ab und unterdrückte ein Schluchzen.

Frank berührte sie sanft an der Schulter. »Ich verstehe Sie nur zu gut, Mary-Lou«, sagte er leise. Die Spiegel schienen seine Worte zu reflektieren und ihnen einen boshaften, höhnischen Klang zu verleihen. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. Im ersten Moment versuchte Mary-Lou, sich zu wehren, aber Frank drückte ihre Hände mit sanfter Gewalt beiseite.

Die Berührung tat gut. Sie gab ihren Widerstand auf, ließ sich an seine Brust sinken und weinte hemmungslos.

»Ob er… tot ist?« fragte sie nach einer Weile.

Frank antwortete nicht, aber sie spürte, wie er sich unmerklich versteifte.

»Antworten Sie mir, Frank. Glauben Sie, daß…«

Porter machte eine hastige Handbewegung. »Still!«

Er ließ sie los, trat einen Schritt zurück und lauschte mit geschlossenen Augen.

Mary-Lou sah ihn fragend an. »Was ist los?«

Frank schüttelte ärgerlich den Kopf und legte den Finger auf die Lippen. »Ruhig«, flüsterte er. »Es kommt jemand. Ich höre Schritte.«

Er wich zur gegenüberliegenden Wand zurück, preßte sieh dagegen

und griff unter seine Jacke. In seiner Hand lag eine schimmernde, messerscharfe Spiegelscherbe, als er sie wieder hervorzog.

»Versuchen Sie ihn abzulenken«, zischte Frank.

Mary-Lou nickte automatisch. Sie hörte die Schritte jetzt auch; schwere, schleppende Schritte, als bewege sich jemand mit äußerster Mühe auf sie zu.

Ihr Herz begann zu rasen. Sie sah die Angst auf ihrem eigenen Gesicht, als sie ihr Spiegelbild auf der gegenüberliegenden Wand betrachtete. Von der schlanken, auch im Alter von zweiundvierzig Jahren noch schönen Frau, die sie noch gestern gewesen war, war nicht viel übriggeblieben. Die Frau dort im Spiegel schien eine andere zu sein. Ihr dunkles, gepflegtes Haar hing in schweißverklebten Strähnen herab. Ihr Gesicht wirkte grau und eingefallen, und um ihre Mundwinkel lag ein bitterer, harter Zug, den sie noch nie an sich bemerkt hatte.

Die Schritte kamen näher. Sie konnte jetzt die Atemzüge des Mannes hören. Er schien stehenzubleiben, murmelte etwas und ging dann weiter. Ein leises, schleifendes Geräusch begleitete seine Schritte, so, als taste er sich mühsam mit der Hand an den spiegelverkleideten Wänden entlang.

Und dann ging alles unglaublich schnell. Der Mann erschien in der Gangbiegung. Mary-Lous entsetzter Aufschrei ging in Franks wütendem Brüllen unter, als er die Spiegelscherbe wie einen Dolch schwang und sich auf den Fremden stürzte.

»*Frank! Nicht!*«

Porter versuchte im letzten Augenblick, seinen Stoß abzuwenden.

Die Scherbe verfehlte das Gesicht des Mannes um Millimeter, schrammte an seiner Schulter entlang und schlitzte seinen linken Jackenärmel auf. Frank taumelte vorwärts und verlor, von seinem eigenen Schwung mitgerissen, das Gleichgewicht, während Cramer mit einem überraschten Schmerzlaut zurückwich und seinen verletzten Arm umklammerte.

»Was in drei Teufels Namen ist…« Jebediahs Augen weiteten sich ungläubig, als er seine Frau erkannte. »Mary-Lou! Wie – wie kommst du hierher?«

Mary-Lous Stimme versagte. Sie sank an die Wand zurück, kämpfte gegen die Tränen und schlug die Hände vors Gesicht.

Porter richtete sich ungeschickt auf. Sein Blick wanderte immer wieder von Mary-Lou zu Jebediah. Augenscheinlich wußte er nicht so recht, was er von der Situation halten sollte.

Cramer musterte ihn mit einer Mischung aus Vorsicht und Neugier. Ein dünner Blutfaden sickerte aus seiner zerschnittenen Jacke, aber er schien den Schmerz gar nicht zu spüren.

»Wer sind Sie?« fragte er. »Und wie kommen Sie hierher? Sie und

meine Frau?«

Porter lächelte kalt. Er schien entspannt dazustehen, aber seine Finger umklammerten noch immer die Scherbe.

Seine gelöste Haltung täuschte. Innerlich war Porter gespannt wie eine Stahlfeder und jederzeit bereit, zuzustoßen.

»Mich würde vielmehr die Frage interessieren, wie Sie hierherkommen«, sagte er lauernd.

»Frank – nicht. Er ist…« Mary-Lou schluckte krampfhaft. Man spürte, daß ihr die Worte den letzten Rest an Überwindung abverlangten. »Das ist Jebediah. Mein … mein Mann.«

Frank runzelte die Stirn. »Sie meinen – er ist echt?« fragte er.

»Natürlich bin ich echt«, schnauzte Cramer. »Sehe ich vielleicht aus wie eine Fotokopie?«

Frank atmete tief ein. »Ich… es tut mir leid, wenn ich Sie verletzt habe. Aber ich dachte …«

Cramer nickte. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich kann mir lebhaft vorstellen, was ihnen passiert ist.« Er musterte Franks zerschlagenes, geschwollenes Gesicht. »Sie scheinen so ungefähr das gleiche erlebt zu haben wie ich.«

»Das gleiche ist gut«, lachte Frank. »Ich hatte einen leichten Zusammenstoß mit ihrem Spiegelbild.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Mary-Lou. »Wenn ihre Frau nicht gewesen wäre, wäre ich jetzt tot. Sie hatte die einzig richtige Idee.« Er schwang seine Spiegelscherbe. »Die einzige Waffe, mit der man diese Kreaturen unschädlich machen kann. Jedenfalls die einzige, die ich kenne«, sagte er.

»Unschädlich?« Cramer machte ein nachdenkliches Gesicht. »Sie meinen, Sie haben dieses Ding – getötet?«

Porter schüttelte den Kopf. »Ich nicht. Ihre Frau.«

Jebediah sah Mary-Lou nachdenklich an. »Wann war das?«

»Vielleicht vor einer Stunde. Aber genau kann ich das nicht sagen – ich habe keine Ahnung, wie lange wir hier schon herumirren.«

Cramer nickte. »Eine Stunde«, murmelte er. »Vor etwa einer Stunde hat mich der Spiegel freigelassen.«

»Aber das würde bedeuten…«

»… daß die Spiegel ihre Macht verlieren, wenn man die lebenden Spiegelbilder vernichtet«, nickte Cramer. Er deutete mit einer Kopfbewegung auf die Scherbe in Franks Hand. »Haben Sie noch mehr von den Dingern?«

»Nein. Aber ich kann welche besorgen.« Frank grinste, zog seine Kette unter der Jacke hervor und ließ ihr Ende wuchtig gegen die Wand krachen.

Ein dumpfer, vibrierender Schlag schien das gesamte Labyrinth zu erschüttern. Die Beleuchtung flackerte, ging aus und wieder an und

erlosch schließlich ganz.

Mary-Lou schrie entsetzt auf. Am Ende des Ganges, aus dem ihr Mann gekommen war, erschien ein grelles, weißes Licht. Dunkle, undefinierbare Umrisse schienen sich im Zentrum des Leuchtens zu bewegen; schwarze, zuckende Tentakel, schleimige Fäden und höllische, haßverzerrte Fratzen.

Frank keuchte. »Was…«

Die Erscheinung verschwand ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht war. Ein tiefes, unmenschliches Stöhnen drang aus den Wänden. Die Spiegel begannen in dunkelrotem Licht zu glühen. Mary-Lou starrte mit ungläubigem Entsetzen auf den Spiegel, den Frank zerschlagen hatte. Das Glas war in unzählige winzige Splitter zersprungen. Ein paar größere Trümmerstücke hingen noch schräg im Rahmen, und dahinter… Mary-Lou kämpfte den aufsteigenden Ekel nieder und zwang sich, genauer hinzusehen. Die Wand war aufgeworfen, porös und von dunkelroten und schwarzen Linien durchzogen, die im Rhythmus eines unhörbaren Pulsschlages zu zucken schienen.

Dunkle Tropfen quollen aus dem zerstörten Spiegel. In der dunkelroten Beleuchtung wirkten sie wie Blut.

Das Stöhnen wiederholte sich. Der Boden erzitterte. Die Spiegel schienen sich auf bizarre Weise zu wellen und zu verbiegen.

»Weg hier!« schrie Frank. Er fuhr herum, riß Mary-Lou und Jebediah mit sich und hetzte den Gang hinunter.

Aber sie kamen nur wenige Schritte weit. Wo vorher noch ein offener Durchgang gewesen war, waren plötzlich Spiegel. Frank fluchte, fuhr herum und versuchte in einen Nebengang auszuweichen. Aber auch dort war der Durchgang versperrt.

Frank blieb schwer atmend stehen. Der Boden zitterte immer noch, und die Wände bewegten sich in konvulsivischen Zuckungen. Der Gang schien sich wie ein lebendes Wesen unter den Schmerzen zu krümmen, die Franks Kette ihm zugefügt hatte.

»Aus!« sagte er schwer atmend. »Wir sitzen in der Falle.«

Der Gang war an allen Seiten von kalt schimmernden, deckenhohen Spiegeln verschlossen, ein zwei mal fünf Meter großes Gefängnis ohne sichtbaren Ausgang.

Und dann begann sich ganz, ganz langsam die Decke zu senken.

***

Ulthar hatte die Szene in allen Einzelheiten verfolgt. Sein magischer Spiegel zeigte ihm alles, was irgendwo in den endlosen Gängen des Labyrinths geschah, so deutlich, als wäre er unmittelbar dabei.

Ein geringschätziges Lächeln spielte um seine Lippen, als er die beginnende Panik in Frank Porters Augen sah. Die beiden Eindringlinge hatten den einzigen Weg herausgefunden, auf dem man

seine Sklaven vernichten konnte. Aber sie waren dumm – so dumm wie fast alle Menschen, denen Ulthar in seinem Leben begegnet war. Sie hatten den Ausweg praktisch vor Augen gehabt, aber alles, woran sie dachten, war ihre kleinliche Rache.

Ulthar bewegte die Hand. Der Spiegel wurde blind. Ulthar hatte die drei Menschen praktisch in dem Augenblick vergessen, in dem er sich abwandte. Er hatte dringendere Probleme.

»Sind Mike Hunter und die anderen schon zurück?« fragte er leise.

Damona King schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Warum nicht?«

»Sie haben die Spur der Hexe aufgenommen. Aber es scheint… Schwierigkeiten zu geben.« Die merkliche Pause vor dem Wort Schwierigkeiten ließ den Magier aufhorchen.

»Die Hexe ist weiter in den verbotenen Bereich vorgedrungen, als wir angenommen haben«, sagte Damona King knapp. Ihre Stimme klang vollkommen emotionslos.

Ulthar schluckte einen Fluch herunter und wandte sich ab. Er begann allmählich zu begreifen, daß er Damona King – die echte Damona King, nicht diese willenlose Puppe, die vor ihm stand – unterschätzt hatte.

»Sie darf auf keinen Fall die Kristallfestung erreichen.«

Damona schüttelte den Kopf. »Das wird nicht geschehen, Herr.«

Ulthar lachte humorlos. »Ich hoffe es.« Er begann unruhig im Raum auf und ab zu gehen.

»Asmodis?«

Damona King lächelte kalt. »Der Schwarzblütler scheint begriffen zu haben, daß er machtlos gegen uns ist. Zumindest sind keine Anzeichen von irgendwelchen Aktivitäten…«

»Du unterschätzt ihn«, fuhr ihr Ulthar ins Wort. »Wenn wir uns auch nur die geringste Blöße geben, schlägt er zu.« Er blieb stehen, schlug wütend auf die Tischplatte und fuhr herum. Die Dinge nahmen im Moment eine Entwicklung an, die ihm ganz und gar nicht paßte. Damona King war gegen alle Erwartungen entkommen – schlimmer noch, sie hatte den einzigen Ort erreicht, von dem aus sie ihm wirklich gefährlich werden konnte.

Ulthar wußte aus eigener Erfahrung, daß die Kristallfestung von Moron praktisch uneinnehmbar war. Aber er wußte auch, daß schon mancher große Feldherr oder Verschwörer über scheinbare Kleinigkeiten gestürzt war. Die Geschichte von David und Goliath mochte frei erfunden sein, aber sie hatte einen wahren Kern. Der tödlichste Fehler, den man überhaupt begehen konnte, war, seinen Gegenspieler zu unterschätzen.

»Oder zu überschätzen«, sagte Damona.

Ulthar sah überrascht auf. »Du… liest meine Gedanken?«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über das ebenmäßige Gesicht der Hexe. »Selbstverständlich.«

Ulthar schwieg verdutzt. Natürlich – das Spiegelwesen verfügte über alle magischen Kräfte, die ihr Original einmal besessen hatte.

Vielleicht sogar, überlegte er, über Kräfte, die die echte Damona noch nicht entwickelt hatte.

»Auch das ist richtig«, sagte Damona tonlos. »Die Hexe war noch weit mächtiger, als sie selbst glaubte. Aber sie hatte den gleichen Fehler, den die meisten dieser lächerlich schwachen Menschen haben – ein Gewissen.« Sie bewegte sich unruhig. Selbst für den Spiegelmeister war es ein gespenstischer Anblick, die schlanke Frau vor dem Spiegel entlanggehen zu sehen, ohne daß ihr Spiegelbild auf der silbernen Fläche erschien.

»Viele Menschen verfügen über gewaltige geistige Kräfte«, fuhr Damona King in abfälligem Ton fort. »Aber sie wagen es nicht, sie einzusetzen. Sie haben Angst vor sich selbst. Angst davor, einem anderen Schaden zuzufügen. Die Hexe hat die gleiche Angst. Diese Närrin weiß nicht einmal, wie stark sie in Wirklichkeit ist.« Sie lachte spöttisch. »Sie könnte die Welt aus den Angeln heben, wenn sie wirklich wollte.«

»Und du könntest es auch.«

»Natürlich. Und ich werde es tun – auf Ihren Befehl hin, Meister.«

Für einen kurzen Moment glaubte Ulthar, einen spöttischen Unterton in Damonas Stimme zu hören. Aber natürlich war das Unsinn.

Das Spiegelwesen unterstand seiner Herrschaft vollkommen. Genauso vollkommen wie alle anderen Menschen, die er im Laufe der Jahre in seinen Spiegeln gefangen hatte. Ulthar schauderte unwillkürlich, als er daran dachte, was geschehen könnte, wenn seine Macht eines Tages versagte. Keine Gewalt des Universums wäre fähig, diese Horde des personifizierten Bösen noch aufzuhalten.

Er atmete hörbar ein. »Wir können nicht mehr warten«, sagte er.

»Du wirst Mike und den anderen folgen. Bring mir die Hexe.«

Damona lächelte. Es war ein seltsames, undefinierbares Lächeln, das sowohl Zufriedenheit als auch boshafte Vorfreude ausdrücken konnte.

Ulthar begann sich plötzlich unbehaglich zu fühlen.

»Geh jetzt«, sagte er.

Damona entfernte sich wortlos.

Ulthar starrte die geschlossene Tür noch lange an, nachdem die Hexe gegangen war. Er verspürte eine innere, nicht zu erklärende Unruhe. Obwohl er sich dagegen wehrte, wanderte sein Blick wieder zu dem deckenhohen, dunkelroten Samtvorhang, der fast die gesamte Ostseite des Raumes beanspruchte. Die Falten schienen sich zu bewegen. Es war keine sichtbare Bewegung, sondern irgend etwas außerhalb des menschlichen Wahrnehmungsvermögens, eine dumpfe, rein

gefühlsmäßig erfaßbare Unruhe, die unter der Oberfläche des Sichtbaren zu brodeln schien.

Ulthar schauderte. Mit den Mächten, mit denen er sich eingelassen hatte, war nicht zu spaßen. Vielleicht hatte er schon zu viele Fehler gemacht…

Er fuhr herum, lief aus dem Raum und warf die Tür hinter sich zu.

Als er gegangen war, bewegte sich der Vorhang. Für einen Moment klafften die beiden Hälften auseinander und gaben den Blick auf eine unglaublich fremde und bizarre Welt frei. Ein seltsamer, klagender Ton wehte herein, ein Geräusch, als streiche der Wind durch einen verzauberten Kristallwald. Es klang wie ein böses Lachen.

***

Die Häuser waren jetzt kaum noch als Produkte menschlicher Technik zu erkennen. Die Gebilde, die die Straßen rechts und links säumten, ähnelten riesigen Schleimbergen, in denen nur noch dann und wann Andeutungen der ehemaligen Fenster und Türen zu erkennen waren: große, unregelmäßig geformte Löcher, die Damona an aufgerissene Münder erinnerten. Schwarze Fäden verbanden die Häuser miteinander und überzogen die Straße mit einem Spinnennetz klebriger Substanz. Zwischen den Fäden tauchten jetzt immer wieder Tümpel einer schwarzen, öligen Flüssigkeit auf, wo sich der Straßenbelag bereits vollkommen verwandelt hatte. Die Tümpel schienen von eigenständigem Leben erfüllt zu sein; Luftblasen stiegen an die Oberfläche, platzten mit peitschenähnlichem Knall und entließen Schwaden eines blauen, übelriechenden Gases, und einmal glaubte Damona einen unbeschreiblich häßlichen Kopf aus der öligen Brühe auftauchen zu sehen.

Es fiel ihr jetzt immer schwerer, die eingeschlagene Richtung beizubehalten. Die dunkle Ausstrahlung wurde immer stärker. Es war, als bewege sie sich immer tiefer in einen unsichtbaren Nebel hinein, einen Nebel, der jeden Funken Menschlichkeit, Mitleid und Güte in ihr zu ersticken drohte.

Die Prozession der Spiegelwesen war verschwunden, aber sie hörte deutlich die Geräusche, die die gefangenen Seelen und ihre Bewacher verursachten. Ab und zu wehte der Wind den Knall einer Peitsche zu ihr hinüber, und die Stille dazwischen wurde immer wieder von den krächzenden, grauenerregenden Schreien der Hornköpfigen zerschnitten.

Damona bewegte sich vorsichtig über die Straße. Der Regen hatte aufgehört, aber es war noch kälter geworden. Ein seltsames Halbdunkel lag über der Szene. Sie blieb stehen, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte zur Sonne empor. Selbst sie wirkte verändert: ein greller, scharf abgegrenzter Kreis intensiver Helligkeit, der kaum

die Kraft zu haben schien, die Dämmerung ringsum aufzuhellen.

Damona fuhr unwillkürlich zusammen, als sie die Schritte hörte.

Das Geräusch war *hinter* ihr. Und es waren nicht die monotonen, roboterhaften Schritte der Spiegelwesen, sondern ein schnelles, hastiges Geräusch. Geräusche, wie sie vier oder fünf Menschen verursachen mochten, die sich schnell aber vorsichtig über die Straßen bewegten.

Damona sah sich gehetzt nach einer Deckung um. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein Gebäude, das noch nicht vollkommen verändert war. Die oberen Stockwerke bildeten die gleiche, amorphe Masse wie überall, aber das Erdgeschoß und die erste Etage schienen einigermaßen unverändert.

Sie stieß sich von der Wand ab, hetzte über die Straße und warf sich durch die offenstehende Eingangstür.

Der Schritt wäre fast ihr letzter gewesen.

Hinter der Tür befand sich ein keilförmiger Streifen Parkettfußboden, der in fünf oder sechs Metern Entfernung in ein einzeln dastehendes Wandstück überging. Rechts und links davon war – *nichts.*

Damona prallte entsetzt zurück, verlor das Gleichgewicht und rutschte über die Kante des Bodenstückes. Für eine endlose Sekunde schien ihr Körper reglos in der Luft zu hängen, ehe sie sich mit einer verzweifelten Drehung herumwarf und zu Boden krachte. Ihre Beine pendelten über dem Abgrund.

Damona blieb einen Augenblick lang schwer atmend liegen. Aus der unergründlichen Tiefe hinter ihr schlug ihr eine ungeheuere Kälte entgegen. Mit vorsichtigen Bewegungen zog sie sich ganz auf den festen Boden hinauf und kroch auf allen vieren bis zur Rückwand.

Sie mußte plötzlich wieder an das unerklärliche Erlebnis denken, das sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte. Die verlassene Geisterbahn, in der sie hatte übernachten wollen… Auch dort hatte der feste Boden unmittelbar hinter dem Eingang aufgehört.

Sie versuchte, eine Erklärung zu finden, aber es gelang ihr nicht.

Die seltsame, symmetrische Keilform, in der Boden und Wand erhalten waren, erinnerte sie an etwas. An… einen Spiegel?

Natürlich – das war die Erklärung. Das Stück Boden und Wand, auf dem sie sich befand, stellte den Ausschnitt dar, der vielleicht irgendwann einmal im Spiegel eines vorüberfahrenden Wagens erschienen war. Wenn sie den Gedanken in letzter Konsequenz weiterspann, bedeutete dies, daß sie wahrscheinlich überall in der Spiegelwelt nur Dinge finden würde, die irgendwann einmal in einem Spiegel erschienen waren. Alles andere war einfach nicht da, so absurd der Gedanke auch anmutete. Vermutlich würde sie hinter vielen Türen buchstäblich nichts finden.

Die Schritte draußen kamen näher, und das Geräusch riß Damona in

die Wirklichkeit zurück. Sie kroch vorsichtig auf den Eingang zu, griff über die Kante des Bodenstückes hinaus und langte nach der Tür. Sie schwang quietschend zu. Damona richtete sich behutsam auf, klammerte sich am Türgriff fest und überzeugte sich davon, daß ihre Füße auf dem glatten Parkett sicheren Halt fanden. Der Ausschnitt der Wirklichkeit war hier, an der Tür, kaum einen dreiviertel Meter breit. Eine falsche Bewegung, und sie würde hilflos in die Tiefe stürzen. Der Gedanke, ins Nichts zu stürzen, endlos zu fallen, ohne jemals irgendwo anzukommen, ließ sie aufstöhnen.

Sie lugte vorsichtig durch den Türspalt nach draußen. Am Ende der Straße erschien eine Gestalt, dann noch eine… drei … vier, schließlich fünf Männer. Drei von ihnen waren seltsam altertümlich gekleidet, als wären sie aus einem Kostümfilm der frühen vierziger Jahre entsprungen, die anderen beiden …

Damona unterdrückte im letzten Augenblick den Impuls, die Tür aufzureißen und auf die Straße hinauszustürzen. Die beiden anderen Männer waren Mike Hunter und Romano Tozzi.

Aber es war nicht der Mike, den sie kannte.

Wieder spürte Damona diese seltsame, verzweifelte Trauer in sich aufsteigen. Sie wußte, daß dieser Mann dort vorne nicht Mike Hunter war, aber alles in ihr drängte danach, hinauszulaufen und sich an seine Brust zu werfen.

Ulthar hatte also ihre Spur aufgenommen. Und er hatte den einzigen Jäger auf sie angesetzt, vor dem sich Damona wirklich fürchtete.

Den Mann, den sie liebte.

***

Mike Hunter hob die Hand und blieb stehen. »Sie ist hier«, sagte er leise. »Ganz in der Nähe. Ich spüre es.« Er wartete, bis Romano und die anderen neben ihm angekommen waren, ehe er mit einer weit ausholenden Armbewegung auf die gegenüberliegenden Häuser deutete. »Irgendwo dort.«

»Holen wir sie«, sagte Romano entschlossen.

Mike hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück. »Nicht so schnell. Ich… ich spüre noch etwas. Etwas Gefährliches.«

Romano zog eine Grimasse. »Diese ganze Stadt ist mir nicht geheuer«, sagte er überzeugt. »Wir hätten nicht hierherkommen sollen.«

Mike sah den kleinwüchsigen Italiener nachdenklich an. Die Kritik an Ulthars Befehlen war unüberhörbar. Und er wußte, daß die drei anderen ebenso dachten. Irgend etwas hatte sich in ihnen verändert, seit sie durch das Spiegeltor auf diese Welt gekommen waren. Es war, als endete Ulthars Macht über ihren Willen hier. Je mehr sie sich dieser beunruhigenden Ausstrahlung näherten, desto schwächer schien

der Einfluß des Magiers zu werden.

Einer der Männer schien seine Gedanken zu erraten. »Warum gehen wir nicht zurück und lassen Ulthar selbst nach der Hexe suchen?«

Mike fuhr herum. Der Mann hielt seinem Blick einen Augenblick lang stand, dann senkte er betreten den Kopf und sah weg.

»Er hat recht«, flüsterte Romano, als Mike sich wieder herumgedreht hatte. »Ich fühle mich nicht sehr wohl dabei, in einer unbekannten Welt voller unbekannter Gefahren herumzulaufen, nur weil Ulthar unbedingt diese Hexe in seine Gewalt bringen will.«

»Wenn wir es nicht tun, tun es andere«, sagte Mike lahm.

Romano grinste. »Von mir aus. Laß uns hier verschwinden. Vielleicht findet der greise Trottel noch ein paar Idioten, die seine Drecksarbeit tun.«

Mike schwieg fast eine Minute. »Genau das will ich verhindern«, sagte er dann.

Tozzi zog die Augenbrauen zusammen. »Warum? Hast du immer noch Angst vor ihm?«

»Nein. Aber du weißt, warum er Damona King in seine Gewalt bringen will. Ohne die echte Damona ist das Duplikat, das er angefertigt hat, nicht mehr als ein willenloser Roboter. Mit ihr wird sie zur größten Gefahr, die die Welt je gesehen hat.«

»Was kümmert mich die Gefahr?«

»Nichts, Romano. Aber ich hätte dich für klüger gehalten. Ulthar darf Damona nicht in die Hände bekommen, verstehst du das nicht? Wenn seine Kreatur wirklich voll einsatzfähig ist, ist er unschlagbar.« Er lächelte häßlich. »Und das möchte ich nun doch verhindern.« Er sah Romano und die anderen der Reihe nach an. »Deshalb werden wir Damona King fangen. Aber denkt daran, was ich gesagt habe – sie darf unter keinen Umständen in Ulthars Gewalt gelangen. Wenn ihr sie seht – tötet sie.«

Er drehte sich um und deutete auf die Häuserreihe auf der anderen Straßenseite. »Sie ist in einem dieser Häuser. Romano bleibt hier und bewacht die Straße. Die anderen folgen mir.«

***

Damona hatte jedes Wort verstanden. Sie sah, wie Romano bis zur Straßenmitte zurückwich und stehenblieb. Von dort aus hatte er sämtliche Häuser auf dieser Straßenseite im Blick. Die anderen machten sich unter Mikes Führung daran, die Gebäude zu durchsuchen.

Damona gab sich keinen Illusionen hin – sie hatte schon mehrmals Kostproben der übermenschlichen Kraft dieser Wesen bekommen.

Wenn Mike sich vorgenommen hatte, sie zu töten, würde sie kaum etwas dagegen unternehmen können. Bisher war sie Ulthars

Nachstellungen nur entkommen, weil der Magier darum bemüht gewesen war, sie unbeschadet in die Hände zu bekommen.
Sie mußte weg.
Aber es gab keinen Ausgang. Die Wand hinter ihr war glatt und fugenlos, rechts und links davon war nichts außer abgrundtiefer Schwärze und tödlicher Kälte, und über ihr… Sie drehte sich um, drückte die Tür lautlos ins Schloß und sah nach oben. Über ihrem Kopf war die gleiche wesenlose Schwärze wie ringsum, aber die Stirnwand des Raumes ging für die Länge von etwa einem Meter in eine rauhe, unverputzte Decke über, um dann wie abgeschnitten aufzuhören – das Stück Decke, das von außen bei geöffneter Tür zu sehen war.
Damona zögerte nicht länger. Sie lief mit zwei, drei schnellen Schritten durch den Raum, federte kurz ein und sprang dann mit ausgestreckten Armen in die Höhe. Beim dritten Versuch bekam sie die Kante des Deckenstückes zu fassen. Sie klammerte sich verzweifelt fest, konzentrierte sich und zog sich mit aller Kraft hinauf.
Hinter ihr erscholl ein wütender, enttäuschter Schrei. Graue Helligkeit strömte in den Raum, als die Tür mit brutaler Wucht aufgestoßen wurde.
Unter dem Eingang erschien einer von Ulthars Jägern.
Damona verdoppelte ihre Anstrengungen, hinaufzukommen. Es war eine fantastische, bizarre Art des Aufstiegs – ihre Finger schienen sich da, wo sie über die Bruchkante hinausgriffen, aufzulösen.
Aber sie hatte keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. In einem verzweifelten Versuch ließ sie die Bruchkante mit der Rechten los und griff blind in das unsichtbare Nichts über ihr hinein. Ihre Hand verschwand bis zum Ellbogen, als sie hinaufgriff, aber sie bekam etwas Hartes und Schweres zu fassen und zog sich blitzschnell hinauf.
Eine Hand griff nach ihrem Fußgelenk und zerrte daran. Damona schrie vor Schmerz und Erschrecken auf und trat in blinder Angst um sich. Ihr Fuß traf auf etwas Weiches. Der Griff um ihr Fußgelenk löste sich. Der Mann taumelte zurück, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit wild rudernden Armen ins Nichts. Sein Schrei schien endlos in Damonas Ohren zu gellen.
Eine zweite Gestalt erschien im hellen Rechteck der Tür.
Mike!
»Damona! Bleib stehen!«
Damona zog sich mit einem entschlossenen Ruck höher. Ihre Arme waren jetzt bis zu den Ellbogen verschwunden. Es sah aus, als löse sich ihr Körper Stück für Stück auf.
»Damona! Bleib hier!« kreischte Mike. »Ich will dir helfen!«
Er rannte mit traumwandlerischer Sicherheit über den schmalen Grat auf sie zu, griff nach ihren Beinen und bezahlte diesen Versuch mit

einem schmerzhaften Tritt auf die Finger.

Damona nahm all ihren Mut zusammen und zog sich nach oben.

Sie spürte absolut nichts, als sie durch die unsichtbare Barriere glitt, aber vor ihren Augen wurde es plötzlich hell.

Sie befand sich in einem hohen, altmodisch eingerichteten Raum, durch dessen Fenster graues Zwielicht hereinsickerte.

Sie zog sich vollends nach oben, rollte über den weichen Teppich und blieb einen Herzschlag lang schweratmend liegen. Sie versuchte erst gar nicht, das Unerklärliche zu erklären. Offensichtlich waren die Naturgesetze ihrer Welt hier außer Kraft gesetzt. Alles, was je in einem Spiegel abgebildet worden war, war hier vorhanden. Räume, die scheinbar schwerelos im Nichts schwebten, jäh aufklaffende Abgründe, blinde Flecken in der Schöpfung, hinter denen das Nichts lauerte… alles war möglich.

Sie stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus. Die Gestalt Romano Tozzis stand immer noch auf der Straße vor dem Haus. Sie sah, daß er sich heftig gestikulierend mit jemandem außerhalb ihres Gesichtsfeldes unterhielt und dann abrupt zu ihr hinaufsah.

Die Sicherheit, in der sie sich im Moment befand, trog. Wenn sie einen Weg gefunden hatte, hier hinaufzugelangen, dann würden ihre Verfolger diesen Weg ebenfalls finden.

Sie fuhr herum, lief zur Tür und sah vorsichtig auf den Korridor hinaus. Auch der Gang war nur halb vorhanden. Die linke Wand und ein keilförmiger, nach hinten schmaler werdender Streifen des Fußbodens waren da, und auf der rechten Seite grinste ihr die gleiche, angsteinflößende Schwärze entgegen wie unten.

Sie drückte sich eng gegen die Wand und ging vorsichtig los. Ihr Inneres war in hellem Aufruhr. Sie spürte den Boden unter den Füßen, und ihr Verstand sagte ihr, daß er fest war und ihr Gewicht trug. Aber ihre Augen signalisierten ihr, daß sie sich über einen endlosen Abgrund bewegte und der Boden jeden Augenblick unter ihrem Gewicht nachgeben mußte.

Sie erreichte die Gangbiegung. Der Korridor dahinter schien vollkommen erhalten zu sein. Damona blieb einen Augenblick lang stehen und sah sich unschlüssig um. Von ihren Verfolgern war noch nichts zu sehen, aber es konnte nur noch Sekunden dauern, ehe sie auftauchten.

Es *mußte* einen Weg aus diesem Haus geben! Sie lief zögernd bis zur Treppe und blieb abermals stehen. Die Stufen führten steil in die Höhe. Sie dachte plötzlich daran, wie grausam verändert die Fassade des Hauses dort oben gewesen war.

Aber sie hatte keine Wahl.

Mit klopfendem Herzen begann sie die Stufen emporzusteigen.

***

Frank Porters Muskeln waren bis zum Zerreißen gespannt. Er stand breitbeinig in der Mitte des Ganges, stemmte die Handflächen gegen die Decke und versuchte unter Aufbietung aller Kraft, den langsam niedersinkenden Tod aufzuhalten. Sein Gesicht war schweißüberströmt.

Die Muskeln an Hals und Rücken traten vor Anstrengung sichtlich hervor.

Aber die Decke senkte sich trotzdem weiter. Langsam, vielleicht einen Zentimeter in der Minute, vielleicht weniger, aber unbarmherzig.

»Ich – ich schaffe es nicht«, stöhnte er. Seine Stimme war vor Anstrengung verzerrt und kaum verständlich. »Sie müssen mir… helfen.«

Cramer erwachte aus seiner Erstarrung. Er fluchte wütend, riß sich das Jackett vom Leib und baute sich neben dem jungen Hünen auf.

Seine ausgestreckten Fingerspitzen berührten kaum die Decke.

Porter schnaufte, ließ die Arme sinken und trat keuchend zurück.

»Sinnlos. So halten wir sie nie auf. Sie können aufhören, Jeb.«

Cramer knurrte, stellte sich auf die Zehenspitzen und preßte die Hände gegen die silberne Decke. Über ihm schien ein kopfstehendes Spiegelbild die Geste zu erwidern.

»Hören Sie auf«, sagte Frank noch einmal. »Es muß einen anderen Weg geben.«

Cramer ließ wütend die Arme sinken. »Wissen Sie einen?«

»Natürlich nicht. Aber wir helfen uns nicht, wenn wir unsere Kräfte vergeuden.«

Cramer erwiderte Franks Blick zornig, bückte sich dann und hob seine Jacke auf. »Vielleicht haben Sie einen Sesam-öffne-dich-Spruch oder etwas Ähnliches auf Lager«, sagte er halblaut.

»Jeb! Bitte…« Mary-Lou eilte zu ihrem Mann hinüber und versuchte, ihre Hand auf seine Schulter zu legen. Cramer streifte sie wütend ab. »Ihr beiden scheint euch ja prächtig angefreundet zu haben«, sagte er aggressiv.

Zwischen Franks Augen erschien eine steile Falte.

»Sie werden unsachlich, Mister Cramer«, sagte er betont freundlich. »Ihre Frau hat mir zweimal das Leben gerettet. Wenn sie nicht gewesen wäre, wäre ich jetzt auch in einem dieser verdammten Spiegel gefangen. Sie übrigens auch noch.«

Cramer schwieg eine Weile. »Sie haben recht«, sagte er dann. »Es… es tut mir leid. Ich bin nervös.«

»Das sind wir alle«, gab Frank kalt zurück. »Aber das ist kein Grund, den wilden Mann zu spielen.«

»Bitte, fangt nicht jetzt an, euch zu streiten«, sagte Mary-Lou.

»Überlegt lieber, wie wir hier herauskommen.«

»Wahrscheinlich gar nicht«, sagte Cramer dumpf. »Die Falle ist zugeschnappt. Und wir sind wie blinde Schafe hineingerannt.«

»Ich hätte diesem Ulthar den Schädel einschlagen sollen, als ich ihm gegenüberstand«, grollte Frank.

»Sie haben es versucht, oder?« Mary-Lou lächelte flüchtig, als sie Franks betroffenes Gesicht sah. »Außerdem glaube ich nicht, daß Ulthar für diese Falle verantwortlich ist.«

»Wie meinst du das?« fragte Jebediah.

Mary-Lou zuckte hilflos mit den Achseln. »Ich weiß, es… es hört sich verrückt an, aber …«

»Das macht nichts. Die ganze Sache ist verrückt. Reden Sie«, drängte Frank.

»Vorhin«, begann Mary-Lou, »als sie… den Spiegel zerschlugen, da … da hatte ich den Eindruck, als ob der ganze Raum sich vor Schmerzen krümmte.«

»Du meinst, diese Lichteffekte, das Beben…«

Mary-Lou nickte. »Ja. Ich habe mir den Spiegel angesehen, den Frank zertrümmert hat. Er… er sah aus wie eine Wunde.«

»Moment einmal.« Jebediah sah seine Frau verdutzt an. »Du willst damit ausdrücken, daß dieses ganze verdammte Labyrinth *lebt*?«

Mary-Lou schüttelte den Kopf. »Ich will gar nichts ausdrücken. Ich hatte nur den verrückten Gedanken, daß dieses Ding sich… gewehrt hat, wenn du so willst.«

»Aber das ist doch Unsinn!« protestierte Cramer.

»Vielleicht«, murmelte Frank. »Aber vielleicht auch nicht.« Er sah Mary-Lou nachdenklich an, versuchte zu lächeln und gab es dann auf, als er merkte, wie mißlungen die Geste wirkte. Auf seiner Stirn perlte feiner, glitzernder Schweiß.

»Wir haben sowieso nichts mehr zu verlieren«, sagte er achselzuckend.

»Was haben Sie vor?« Cramer trat unruhig auf der Stelle und beobachtete ihn mißtrauisch.

Frank grinste. »Ausprobieren, ob ihre Frau recht hat.« Er griff in die Jackentasche und zog die zusammengeknüllte Kette hervor. Seine Muskeln entspannten sich, als er die Waffe über dem Kopf schwang.

»Wenn das hier die Reaktion auf Schmerzen war, dann wollen wir sehen, was passiert, wenn wir ihm noch mehr weh tun«, murmelte er.

Die Kette sauste mit hellem Pfeifen nieder. Glas klirrte. Ein Hagel winziger scharfkantiger Geschosse überschüttete Frank, während der Spiegel in zwei große und unzählige kleinere Scherben zerbarst.

Ein ungeheures Stöhnen ließ die drei Menschen zusammenzucken.

Der gesamte Raum schien sich aufzubäumen. Der Boden hob sich ruckhaft, sackte wieder zurück und warf die drei Gefangenen wie ein bockendes Pferd ab.

Frank prallte hart mit dem Hinterkopf auf. Für einen Moment versank seine Umgebung hinter einem Vorhang aus rotem, pulsierendem Schmerz, aus aufkommender Bewußtlosigkeit. Er kämpfte gegen das Gefühl an, stemmte sich mühsam auf Hände und Knie hoch und suchte mit ungeschickten Bewegungen nach seiner Kette, die irgendwo zwischen den Glassplittern auf dem Boden lag.

»Volltreffer«, murmelte er. »Sie hatten recht, Mary-Lou.« Er lächelte verzerrt, stemmte sich vollends hoch und holte zu einem weiteren Schlag aus.

Diesmal hatte er den Eindruck, daß der ganze Raum zusammenstürzte. Ein fürchterliches, schmerzerfülltes Brüllen peinigte seine Ohren. Die Wände zogen sich zusammen, verdrehten sich. Der Boden kippte, wurde für einen Moment zur Wand und kippte dann mit einem Ruck zurück. Die Decke sackte mit einem schmatzenden Geräusch einen halben Meter herunter. Wellen und schnelle, rhythmische Zuckungen liefen über die Spiegel. Frank, Mary-Lou und Jebediah purzelten haltlos durcheinander. Ein dumpfes, vibrierendes Gefühl von Schmerz und hilfloser, unbändiger Wut schien den Raum zu durchtränken.

Porter rappelte sich mühsam hoch, schwang die Kette und ließ sie abermals gegen die Wand krachen. Der Spiegel zerbarst klirrend.

Dahinter wurde eine amorphe, dunkelrote Masse sichtbar. Frank schwang mit wütendem Knurren seine Waffe und ließ sie in die fleischähnliche Masse klatschen. Die Kettenglieder drangen zentimetertief ein, rissen eine lange, blutige Spur und kamen mit einem saugenden Geräusch wieder frei.

Ein ungeheurer, unmenschlicher Schrei ließ die drei Menschen mit schmerzverzerrten Gesichtern zusammenbrechen. Mit einem fürchterlichen Knall zerbarsten sämtliche Spiegel. Schwarze, schleimige Flüssigkeit tropfte von der Decke herunter, und die Beleuchtung ging in ein tiefes, pulsierendes Dunkelrot über.

Frank schwang seine Kette und schlug wieder zu. Die Wand schien vor ihm zurückzuweichen, aber die Bewegung war ziellos und viel zu langsam.

»Frank!« Mary-Lous Stimme war über dem körperlosen, gequälten Schrei kaum zu verstehen. »Hinter dir!«

Porter wirbelte herum, auf einen heimtückischen Angriff gefaßt.

Aber es gab keine neuen Ungeheuer, keine neuen Schrecken, mit denen sie Ulthars Kabinett überraschte. Hinter ihm war ein niedriger, pulsierender Durchgang entstanden.

Frank zögerte keinen Augenblick. Er riß Mary-Lou mit sich, stürmte durch die Öffnung und blieb schweratmend stehen. Cramer kam prustend und keuchend hinterhergelaufen.

Hinter ihnen schloß sich der Durchgang.

»Geschafft«, sagte Frank. Seine Stimme zitterte. »Wir sind draußen.«
»Draußen?«
Mary-Lou teilte Franks Optimismus nicht so ganz. Sie waren zwar aus der Falle entkommen, aber es schien, als wären sie vom Regen in die Traufe geraten.
Der Raum war gigantisch. Die Decke schien so hoch zu sein, daß sich der Blick irgendwo in der Höhe verlor, und die gegenüberliegende Wand verschwamm im Dunst der Entfernung. Es gab hier keine Gänge und Kreuzungen, aber der Boden war mit Tausenden und Abertausenden von hohen, rechteckigen Spiegeln bedeckt.
Und noch während Mary-Lou hinsah, erwachten einige der Spiegelbilder zu gespenstischem, tödlichem Leben.

***

Die Schritte waren dicht hinter ihr.
Damona King preßte sich mit klopfendem Herzen in den toten Winkel zwischen Tür und Wand, den einzigen, schmalen Streifen festen Bodens, den man von außen nicht einsehen konnte. Das Zimmer schien ein genaues Duplikat des Raumes im Erdgeschoß zu sein, durch den sie in dieses irrsinnige Gebäude gelangt war: ein schmaler, keilförmiger Streifen festen Bodens, der in ein vielleicht anderthalb Meter breites Wandstück überging. Rechts und links davon – nichts.
Damona King fluchte lautlos vor sich hin. Sie hatte sich selbst in diese Falle hineinmanövriert. Als die Schritte der Verfolger auf der Treppe hinter ihr laut geworden waren, war sie durch die erstbeste Tür gestürzt, die sie gesehen hatte. Nur die Tatsache, daß sie unbewußt auf etwas Ähnliches vorbereitet gewesen war, hatte sie vor einem Sturz in den Abgrund gerettet.
»Sie muß hier sein«, hörte sie Mike Hunters Stimme durch die dünne Trennwand dringen. »In einem dieser Zimmer. Ich habe ihre Schritte genau gehört.«
»Sie könnte über die Treppe entkommen sein«, sagte eine andere Stimme.
Mike lachte rauh. »Kann sein, daß sie eine Hexe ist, aber fliegen kann sie noch nicht«, sagte er spöttisch. »Die Treppe hört nach ein paar Stufen auf. Sieh selbst hin.« Er lachte, stieß die Tür auf und warf sie wuchtig wieder ins Schloß. »Durchsucht die Zimmer.«
Schritte näherten sich. Damona hörte, wie die Tür zum Nebenzimmer aufgestoßen wurde.
In wenigen Sekunden mußten sie hier sein! Und diesmal würde sie nicht entkommen. Mike würde ihr keine zweite Chance geben. Und der winzige, nur wenige Quadratmeter große Bodenstreifen, der sich wie eine Brücke über dem bodenlosen Nichts spannte, bot nicht einmal ein Versteck, hinter dem sich eine Maus hätte verbergen

können.
Die Schritte kehrten zurück, näherten sich. Dann wurde die Türklinke energisch heruntergedrückt.
Damona reagierte, ohne zu denken. Ihre Finger griffen nach der Türkante. Gleichzeitig suchte sie mit den Fingerspitzen an den aufgesetzten Zierleisten nach Halt.
Als die Tür nach innen schwang, klammerte sich Damona mit Finger- und Zehenspitzen dran fest.
Sie begriff erst jetzt wirklich, was sie tat. Aber es war zu spät, um abzuspringen. Die Tür schwang in einem Halbkreis auf, glitt über die scharf abgezirkelte Bodenkante hinaus und prallte wuchtig gegen eine unsichtbare Wand. Der Schmerz tobte wie eine feurige Welle durch ihren Körper. Sie biß sich auf die Lippen, um einen Schmerzenslaut zu unterdrücken, und schloß die Augen.
Ein dunkler, durch das schräg einfallende Licht bizarr verzerrter Schatten erschien unter der Tür.
»Hier ist sie nicht.«
»Aber sie muß hier irgendwo sein!« protestierte Mike vom Korridor aus. »Es gibt nur diese sechs Türen.«
»Sie lebt«, widersprach Mike. »Ich spüre es. Sie muß hier irgendwo in der Nähe sein. Ich werde selbst nachsehen.«
Der Schmerz in ihren Fingern wurde unerträglich. Damona spürte, wie ihre Kraft mit jeder Sekunde nachließ. Sie öffnete die Augen, sah nach unten und stöhnte lautlos, als ihr Blick in die bodenlose Tiefe fiel.
»Aber das gibt es doch nicht! Sie…«
»Sie ist tot«, sagte eine herrische Stimme. »Es gibt keinen zweiten Ausgang. Wenn sie hier irgendwo wäre, hätten wir sie erwischt. Sie muß abgestürzt sein. Das ist die einzige Erklärung.«
Damona betete lautlos, daß Mike die Erklärung akzeptieren würde. Sie wußte, wie stur Mike Hunter sein konnte, und es gab keinen Grund, anzunehmen, daß sein Doppelgänger ihm in dieser Beziehung nachstehen sollte.
»Verschwinden wir von hier. Wir vergeuden unsere Zeit.«
In diesem Augenblick tönte von der Straße ein markerschütternder Schrei herauf.
»Was zum… Romano!«
»Verdammt, ich habe dir gesagt, daß mir die Gegend nicht geheuer ist. Laß uns verschwinden.«
»Ihr bleibt hier«, sagte Mike dumpf. »Ich gehe hier nicht eher weg, bis ich Damona King habe. Sie oder ihre Leiche.«
Damona spürte, wie ihre Kräfte nachließen. Sie würde sich höchstens noch fünf oder zehn Sekunden lang halten können.
»Du kannst ja bleiben, wenn es dir Spaß macht«, antwortete die

gleiche aggressive Stimme, die Mike schon einmal widersprochen hatte. »Ich verschwinde jedenfalls von hier. Vancourn ist schon tot – ich habe keine Lust, ihm zu folgen.«

Der Schatten unter der Tür wirbelte herum. Hastige, schnelle Schritte entfernten sich auf dem Korridor.

»Verdammt noch mal – ihr bleibt hier!« brüllte Mike. Seine Stimme überschlug sich fast. »Ich…«

Damonas Muskeln verkrampften sich. Sie stöhnte, warf den Kopf in den Nacken und versuchte, die unerträglichen Schmerzen in Fingern und Fußspitzen zu ignorieren. Es ging nicht.

Und dann, genau in diesem Augenblick, in dem sie glaubte, es nicht mehr aushalten zu können, hörte sie, wie Mike sich herumdrehte und den beiden anderen folgte.

Sie seufzte erleichtert, tastete mit dem Fuß nach der unsichtbaren Wand in ihrem Rücken und stieß sich mit letzter Kraft ab. Die Tür schwang widerstrebend zu und fiel mit einem dumpfen Laut ins Schloß. Das Geräusch hallte wie ein Kanonenschlag in ihren Ohren.

Sie fiel zu Boden, blieb eine Zeitlang mit hämmerndem Herzen liegen und stand schließlich mühsam auf. Die Anstrengung, die Tür zu öffnen und auf den Korridor hinauszugehen, erschien ihr fast zu groß.

Plötzlich spürte sie, wie müde und erschöpft sie war. Sie war jetzt praktisch seit drei Tagen ununterbrochen auf den Beinen, und sie hatte gestern abend weder etwas gegessen noch getrunken. Ihr Magen begann zu revoltieren. Übelkeit stieg in ihr empor, spülte einen widerwärtigen, bitteren Geschmack in ihren Mund und ließ sie schwindeln.

Vor ihren Augen bewegten sich feurige Kreise. Sie taumelte gegen die Wand und sank langsam daran nieder.

Mit der Schwäche kam die Verzweiflung. Damona hatte bis jetzt praktisch ununterbrochen unter Anspannung gestanden. Sie hatte noch gar keine Zeit gehabt, Angst oder Mutlosigkeit zu empfinden.

Bis jetzt.

Von der Straße drang gedämpfter Kampflärm zu ihr empor; wütende, zischende Schreie, ein dumpfes Klatschen, als träfe irgend etwas unglaublich Schweres und Hartes auf Fleisch und Knochen, gefolgt von einem wütenden Fauchen und schweren, stampfenden Schritten.

Damona öffnete mühsam die Augen. Das Fenster war ein verschwommener, grauer Umriß irgendwo in unerreichbarer Ferne, und der Kampflärm schien wie durch einen dichten, wattigen Vorhang zu ihr herüberzuwehen; Geräusche aus einer anderen Welt, mit der sie nichts zu tun hatte.

Sie versuchte aufzustehen, aber es ging nicht. Ihre Muskeln weigerten sich, ihren Befehlen zu gehorchen. Sie spürte, wie eine warme, wohltuende Lähmung von ihrem Körper Besitz ergriff, eine

verlockende Dunkelheit, die vielleicht Schlaf, Bewußtlosigkeit war.

Vielleicht auch beides. Sie kämpfte dagegen an, aber sie spürte, daß sie den Kampf verlieren würde. Schließlich war sie nur ein Mensch, und selbst ein Mensch mit übernatürlichen Kräften braucht von Zeit zu Zeit eine Erholungspause. Ohne daß sie es merkte, sank sie vollends zu Boden, krümmte sich wie ein schlafendes Baby auf der Seite zusammen und verfiel in einen totenähnlichen Schlaf.

Aber sie fand auch hier keine Ruhe. Während ihr Körper wie gelähmt dalag, setzte sich der Kampf auf einer tieferen, gefährlicheren Ebene fort.

Sie träumte. Es war ein bizarrer, unlogischer und völlig verrückter Traum, der wie alle Alpträume kaum vom Sichtbaren, sondern ausschließlich von Gefühlen bestimmt wurde.

Einsamkeit.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie begriffen, was dieses Wort in seiner letzten Konsequenz bedeutete. Was es hieß, allein, wirklich *allein* zu sein, das einzige wirklich lebende Wesen auf einer ganzen Welt zu sein. Was es hieß, allein gegen ein ganzes Universum zu stehen, in einer Welt zu leben, in der jedes Molekül, jedes Atom Feindseligkeit und Ablehnung ausstrahlte.

Allein…

In allen Kämpfen, bei allen Gefahren, die sie überstanden hatte, hatte sie Verbündete gehabt. Freunde, die ihr beigestanden hatten, oder wenigstens Menschen, die allein durch ihre Anwesenheit Kraft spendeten. Für einen kurzen, vergänglichen Augenblick erschien das Gesicht ihrer Mutter in ihrem Traum. Vanessa.

Vanessa King, die Hexe, die sich von der Schwarzen Magie abgewandt hatte. Die Frau, deren Erbe sie in sich trug.

Sie rief verzweifelt den Namen ihrer Mutter, aber ihr Schrei verhallte ungehört in der grauenhaften Leere, die sie umschloß. Das Gesicht verblaßte, machte einer tödlichen, mörderischen Leere Platz, aus der heraus sie der Wahnsinn angrinste.

Sie hatte die Verbindung mit dem Geist ihrer verstorbenen Mutter schon vor langer, langer Zeit verloren. Und sie hatte die Hoffnung, sie jemals wiederzufinden, schon fast aufgegeben.

Sie war allein.

Allein.

***

Der Mann wirkte gehetzt. In seinen Augen flackerte Angst, und seine Bewegungen waren von einer fast starren, nur mit äußerster Kraft aufrechterhaltenen Ruhe.

Ulthar fuhr wütend herum, als der Mann den Raum betrat.

»Was ist los?« fauchte er.

»Die Eindringlinge, Meister…«, begann der Mann vorsichtig. »Die drei Menschen …«

»Was ist mit ihnen?«

»Sie… sie sind entkommen«, sagte der Mann stockend.

»Was?« Ulthar sprang wütend auf den Mann zu, riß ihn am Kragen zu sich heran und schüttelte ihn wie eine Katze. »Wie konnte das geschehen?« brüllte er.

»Ich… ich weiß es nicht, Herr. Sie sind aus dem Labyrinth ausgebrochen und befinden sich im Spiegelsaal.«

Ulthar stieß den Mann mit einem obszönen Fluch von sich und fuhr herum. Sein magischer Spiegel erwachte zu schimmerndem Leben, als er mit den Fingerspitzen darüberfuhr.

Ein Abbild des Spiegelsaales erschien. Ulthar entdeckte die drei Menschen sofort. Einen Herzschlag lang starrte er die winzigen Gestalten voll ohnmächtiger Wut an. »Bin ich denn nur von Narren umgeben?«

Der Mann antwortete nicht. Aber Ulthar konnte seine Angst geradezu riechen. Das Gefühl besänftigte seine Wut ein wenig.

»Fangt sie!« bellte er. »Bringt sie hierher – lebend.«

»Sie… sie sind gefährlich.«

»Das ist mir vollkommen egal!« brüllte der Magier. »Ich will sie haben – wenigstens diesen jungen Kerl und die Frau. Ich will wissen, wie sie es geschafft haben, aus dem Labyrinth zu entkommen!«

Das Spiegelwesen nickte, senkte den Blick und entfernte sich hastig.

Ulthar fluchte lautlos vor sich hin. Die negative Entwicklung, die er gespürt hatte, setzte sich fort. Sein Imperium begann Stück für Stück auseinanderzufallen.

Er wußte, daß seine Leute im Grund nicht schuld waren, daß die drei dort vorne den Fallen des Labyrinths entkommen waren. Selbst hier, im Zentrum seiner Macht, umgeben von den stärksten Schutzmaßnahmen, die er sich vorstellen konnte, spürte er die unsichtbare Kraft, die die drei Menschen schützte. Es war, als gäbe es noch ein viertes, ungeheuer mächtiges Etwas, das mit diesen drei Menschen in sein Reich eingedrungen war, ein körperliches Ding, das den Zauber seiner Spiegel zurückwarf.

Diese drei hatten kein Recht, hierzusein. Kein lebendes Wesen konnte die tödlichen Fallen überwinden, die zwischen dem Eingang und dem Spiegelsaal errichtet worden waren. Die Kammer, in der sie gefangen worden waren, stellte nur die letzte in einer ganzen Reihe tödlicher Fallgruben dar. Selbst Asmodis' Horden wären von den magischen Spiegeln gefangen und umgedreht worden, wenn der Höllenfürst wirklich so dumm gewesen wäre, die Spiegelfestung offen anzugreifen. Aber dieser junge Mann und das Mädchen hatten der Magie der Spiegel widerstanden. Es war, als existiere der Einfluß der

Spiegel nicht einmal für sie.
Der Gedanke, daß diese beiden harmlos aussehenden Menschen die tödlichen Überraschungen der Spiegel nicht einmal bemerkt hatten, versetzte Ulthar in rasende Wut.
Er sah, wie ein halbes Dutzend seiner Spiegelbilder zum Leben erwachten; dunkle, schattenhafte Gestalten, die lautlos zwischen den mannshohen Spiegeln hindurchhuschten und die Eindringlinge einzukreisen begannen.
Ulthar lächelte häßlich. Vielleicht waren die beiden Menschen gegen magische Angriffe gefeit – aber der reinen Körperkraft seiner Sklaven würden sie unterliegen.
Ulthar löschte das Bild mit einer wütenden Handbewegung und fuhr herum. Sein Blick streifte den Samtvorhang.
Das Rot schien dunkler geworden zu sein; drohender. Der Vorhang hatte die Farbe geronnenen Blutes angenommen.
Und diesmal sah Ulthar ganz deutlich, daß er sich bewegte.

***

Eisiger Wind wehte von Norden her über die Ebene, spielte raschelnd mit Laub und trockenen Blättern und zauberte kleine, vergängliche Wellenmuster auf die Oberflächen der Pfützen, die die Straße wie ein Muster achtlos hingeworfener Spiegelscherben bedeckten. Die Luft roch nach Regen, und über dem Meer ballten sich dunkle, drohende Wolkenberge auf. Die Sonne hatte ihre Wanderung fast beendet. Der große goldene Ball senkte sich dem östlichen Horizont entgegen; seine Konturen zerfaserten im unteren Drittel, lösten sich in streifiges Rot und Orange auf und verschmolzen mit der verschwommenen sichtbaren Trennlinie zwischen Meer und Horizont.
Die Frau stand hoch aufgerichtet auf dem Hügelkamm. Gegen den grellen Hintergrund des Sonnenunterganges wirkte ihr Körper wie eine schwarze, scherenschnittähnliche Silhouette. Ihr Haar bewegte sich wie ein Schleier im Wind. Der Blick der großen, dunklen Augen war starr auf die schwarze Silhouette Manhattans gerichtet, die sich wie die Zinnen einer mittelalterlichen Burg am Horizont erhob.
Du darfst es nicht, wisperte eine Stimme hinter ihren Gedanken. Gefahr.
Du begibst dich in tödliche Gefahr. Tue es nicht.
Ihre Finger tasteten nach dem schwarzen, unscheinbaren Stein, der an einer silbernen Kette um ihren Hals hing. Niemand hätte darin mehr als ein exzentrisches Schmuckstück vermutet.
Gefahr! drängte die Stimme. Du mußt hier weg!
Die Stimme war genau in dem Moment zum Leben erwacht, in dem sie auf der Welt hinter den Spiegeln angekommen war.
Das Hexenherz…
Damona lächelte kalt. Wer die junge Frau gekannt hätte, wäre vor

diesem Lächeln erschrocken.

Ulthar hatte einen tödlichen Fehler begangen. Und er wußte es nicht einmal.

Er hätte sie niemals hierherschicken dürfen. Weder sie, noch Mike Hunter oder die anderen. Selbst der Magier schien nicht alle Geheimnisse der Spiegelwelt zu kennen. Sein Einfluß war im selben Moment erloschen, in dem Damona King ihren Fuß auf diese Welt gesetzt hatte. Sie war kein willenloser Roboter mehr, keine Puppe, die den Befehlen dieses senilen alten Trottels widerspruchslos gehorchte.

Und sie würde es auch nie wieder werden.

Sie drehte sich um, warf einen letzten, nachdenklichen Blick auf die Stadt hinunter und ging langsam in entgegengesetzter Richtung davon.

***

Sie hatte nicht einmal die Zeit, eine Warnung auszustoßen. Es war ein schattenhaftes, nur halb wahrgenommenes Huschen irgendwo schräg hinter ihr; eine verschwommene Bewegung, die zu schnell war, als daß sie noch hätte reagieren können. Mary-Lou öffnete den Mund, um zu schreien, aber in diesem Augenblick gingen Frank und Jebediah bereits unter den Leibern der Angreifer zu Boden. Sie spürte einen harten, schmerzhaften Stoß im Rücken, taumelte vorwärts und fiel auf die Knie. Durch die Bewegung wurde der Mann, der sie von hinten packen wollte, über sie hinweggeschleudert. Er überschlug sich, prallte schwer auf den Rücken und kam mit einer geschmeidigen Bewegung wieder hoch.

Mary-Lou versuchte verzweifelt, die Spiegelscherbe in die Hand zu bekommen, mit der sie sich bewaffnet hatte. Aber ihr Gegner schien die Gefahr, die von dem unscheinbaren Glasstück ausging, genau zu spüren. Er sprang vor, trat nach ihrer Hand und warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf sie. Der Aufprall raubte ihr fast das Bewußtsein. Sie stöhnte, machte ein paar schwache Abwehrbewegungen und versuchte den Körper des Mannes, der wie eine Zentnerlast auf ihrer Brust lag, abzuschütteln. Die einzige Reaktion bestand in einem brutalen Schlag, der ihren Widerstand endgültig brach.

Der Kampflärm neben ihr wurde schwächer. Jebediah hatte aufgehört sich zu wehren, und auch Franks Kräfte schienen bereits nachzulassen.

Der ganze Kampf war in weniger als drei Minuten vorüber. Mary-Lou wurde auf die Füße gerissen. Ein Stoß in den Rücken trieb sie vorwärts. Hinter ihr wurden Frank und Jeb jeweils von zwei der Spiegelwesen flankiert.

»Vorwärts«, kommandierte einer der Männer. »Ulthar möchte euch

sehen.«

»Das möchte ich auch«, knurrte Frank.

Einer der Wächter quittierte diese Bemerkung mit einem Ellbogenstoß, der Frank nach Luft schnappen ließ. »Ihr redet nur, wenn ihr angesprochen werdet.«

Der Weg führte in einem scheinbar sinnlosen Zickzack-Kurs zwischen den Spiegeln hindurch. Der Boden schien zum Hintergrund der Halle hin leicht anzusteigen. Aber vielleicht kam es Mary-Lou auch nur so vor, als fiele ihr das Gehen mit jedem Schritt schwerer.

Sie wußte, daß der Weg in den Tod führte. Vielleicht nicht in den Tod; aber der Gedanke, für alle Zeiten in die Spiegel verbannt zu werden, erschien ihr fast schlimmer.

Sie sah sich verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit um. Aber ihre beiden Bewacher würden ihr keine Chance lassen. Sie waren schneller und stärker als sie, und sie hatten den Vorteil, sich hier anszukennen. Ein Fluchtversuch war sinnlos. Selbst wenn sie Ulthars Häschern entkam, würde sie den Ausgang aus diesem Labyrinth niemals finden.

Dieser Teil des Spiegellabyrinths war fast noch bizarrer als die endlosen Gänge, durch die sie hergekommen waren. Es war ein gespenstischer Anblick: große, in schmale Silberrahmen gefaßte Spiegel, in denen Opfer des Spiegelmeisters in zeitloser Qual gefangen waren. Sie wirkten wie riesige, lebensechte Fotos, genaue Abbilder lebender Menschen, die mitten in der Bewegung erstarrt zu sein schienen. Das einzige Lebendige an ihnen waren die Augen. Mary-Lou glaubte einen Ausdruck tiefster Verzweiflung darin zu lesen, einen schwachen Abglanz der Qual, die diese unschuldigen Menschen erleiden mußten.

Sie stutzte, als ihr Blick auf einen der Spiegel fiel. Der Mann darin war der gleiche, der Franks rechten Arm umklammert hielt.

Mary-Lou wußte hinterher nicht mehr, wie sie auf die Idee gekommen war. Sie wußte auch nicht, wie sie es trotz der ungeheuer schnellen Reflexe ihrer Bewacher geschafft hatte, sich loszureißen und auf den Spiegel zuzustürmen. Es war ein aussichtsloser, verzweifelter Versuch, aber in aussichtslosen Situationen reagiert man manchmal, ohne zu denken.

Sie lief mit zwei, drei Schritten auf den Spiegel zu, schloß im letzten Moment die Augen und warf sich mit aller Kraft gegen den Spiegel.

Hinter ihr erscholl ein vielstimmiger, entsetzter Aufschrei. Eine unmenschliche starke Hand griff nach ihrer Schulter und riß sie mitten in der Bewegung zurück.

Aber es war zu spät, um das Unheil aufzuhalten. Der Spiegel kippte langsam hintenüber, schien eine Zehntelsekunde reglos in der Luft zu hängen und zersplitterte dann auf dem Boden.

Im gleichen Augenblick *zerbrach* der Mann an Mikes Seite. Ein hoher,

gläserner Ton zerfetzte die Stille. Für einen winzigen, nicht meßbaren Augenblick huschte ungläubiges Entsetzen über das Gesicht des Mannes, dann fiel er langsam zur Seite. Sein Körper schien sich noch in der Luft in Tausende von Bruchstücken aufzulösen.

Frank reagierte sofort. Er nutzte die Überraschung seines anderen Bewachers aus, um sich loszureißen und seine Kette aus der Tasche zu ziehen. Der schwirrende Stahl schleuderte den Mann zurück, als er nachsetzen wollte. Er stand zwar sofort wieder auf, aber die wenigen Sekunden reichten Frank. Er stürmte los, riß im Vorüberlaufen einen von Jebediahs Bewachern von den Füßen und ließ seine Kette mit wilder Entschlossenheit zwei-, dreimal hintereinander wahllos in die umstehenden Spiegel krachen.

Einer der Männer neben Mary-Lou explodierte. Sein Körper schien sich von einer Sekunde auf die andere in zerberstendes Glas zu verwandeln. Mary-Lou wich aufschreiend zurück und schlug die Hände vors Gesicht, als sie von einem Hagel kleiner, scharfkantiger Glassplitter überschüttet wurde.

»Keine Bewegung!« schrie Frank. Er stand breitbeinig zwischen den Spiegeln, ließ die Kette über seinem Kopf kreisen und funkelte die Angreifer wütend an. »Wenn ihr noch einen Schritt macht, schlage ich hier alles kurz und klein.«

Die Männer zögerten.

»Mary-Lou, Jeb – kommt hierher.«

Jebediah Cramer setzte sich zögernd in Bewegung und nahm hinter Porter Aufstellung. Mary-Lou postierte sich auf der anderen Seite.

»Wenn sie irgend etwas versuchen, zerschlagt ihr alles, was auch nur entfernt an einen Spiegel erinnert«, murmelte Frank.

Mary-Lou nickte impulsiv. Sie wußte, daß sie im Ernstfall keine Chance gegen die vier Männer hatten. Aber sie hatten immer noch Zeit, vielleicht ein halbes Dutzend Spiegel zu zerstören. Offensichtlich schreckten die Angreifer vor diesem Risiko zurück.

»Was versprecht ihr euch davon?« sagte einer der Männer.

»Glaubt ihr im Ernst, ihr kommt hier heraus?«

Frank zuckte mit den Achseln.

»Vielleicht.«

Einer der Männer machte einen Schritt. Frank ließ das Ende seiner Kette spielerisch nach einem Spiegel züngeln. Der Mann zuckte zusammen und wich hastig zurück.

»Irgendwann werdet ihr müde.«

Frank grinste. »Möglich. Aber vorher schlage ich hier alles kurz und klein. Außerdem habe ich nicht vor, solange zu warten. Bringt mich zu eurem Boß.«

Cramer ächzte erschrocken. »Sie wollen…«

»Ganz recht«, sagte Frank, ohne die der Angreifer aus den Augen zu

lassen. »Ich will diesen Ulthar sehen. Ich habe noch eine kleine Rechnung mit ihm zu begleichen.«

»Sie sind verrückt. Sie laufen direkt in die Höhle des Löwen.«

Porter lachte verrückt. »Da sind wir schon lange drin, mein Lieber. Oder bilden Sie sich wirklich ein, hier herauszukommen?« Er wechselte die Kette von der rechten in die linke Hand, bückte sich und hob eine spitze Scherbe auf. Dann winkte er einen der Männer zu sich heran.

Das Spiegelwesen gehorchte zögernd. Mary-Lou bildete sich ein, auf seinem Gesicht so etwas wie Angst zu sehen.

Frank bedeutete ihm mit Gesten, sich herumzudrehen und setzte ihm dann die messerscharfe Spitze der Scherbe an den Rücken.

»Und jetzt wirst du uns führen. Ganz langsam. Und mach keine Dummheiten.«

Der Mann nickte verkrampft, schluckte und setzte sich widerstrebend in Bewegung.

Jebediah und Mary-Lou bewaffneten sich ebenfalls mit einigen der überall herumliegenden Scherben.

»Paßt auf die anderen auf«, sagte Frank gepreßt. »Ich möchte nicht, daß unsere Freunde auf die Idee kommen, irgendwelche Dummheiten zu versuchen.«

Sie gingen langsam durch das Labyrinth von Spiegeln. Frank achtete darauf, immer in unmittelbarer Nähe einer größeren Anzahl von Rahmen zu bleiben, um sein einziges Druckmittel nicht aus der Hand zu geben.

Aber ihre Gefangenen machten keine Schwierigkeiten. Trotz der grauenhaften Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war, schienen selbst diese Wesen noch über einen Selbsterhaltungstrieb zu verfügen.

Vielleicht gerade deshalb, dachte Mary-Lou. Für ein Lebewesen, das sich für unverwundbar und unsterblich hält, muß die Erkenntnis, daß auch ihm der Tod drohen kann, doppelt schlimm sein.

Der Saal endete vor einer rauhen, unverkleideten Felswand. Ihr Führer wies mit einer stummen Geste auf eine schmale Tür.

Frank gab Cramer einen Wink. Der FBI-Direktor ging vorsichtig zur Tür hinüber, öffnete sie und spähte hindurch. Dahinter lag ein niedriger, schmaler Gang, der, wie nicht anders zu erwarten, mit unzähligen Spiegeln verkleidet war.

Cramer trat als erster hinein, gefolgt von Frank und seinem Gefangenen. Mary-Lou übernahm den Schluß der kleinen Gruppe, während die übrigen vier Spiegelwesen in der Halle zurückblieben.

***

Es dämmerte, als Damona erwachte. Sie spürte, daß sie nicht lange geschlafen haben konnte; ihre Augen fielen immer wieder zu, und sie

hatte Mühe, aufzustehen und zum Fenster hinunterzuwanken.
Der Korridor war in tiefes Dunkel getaucht, und die Silhouetten der Dinge vor dem Fenster waren zu flachen, schwarzweißen Umrissen geworden, vor denen nächtliche Schatten dahintrieben. Die Sonne war bereits untergegangen. Über den Dächern Manhattans schimmerte noch ein schmaler, grauer Streifen, aber in wenigen Minuten würde es stockfinster sein.
Damona begriff, daß sie schnellstens hier heraus mußte. Dieses irrsinnige Haus war schon am Tage gefährlich genug – in der Dunkelheit würde es zu einer tödlichen Falle werden.
Sie ging zur Treppe zurück. Die morschen Holzstufen knarrten unter ihrem Gewicht. Sie erreichte die erste Etage, ging vorsichtig an die Wand gepreßt und angstvoll darauf bedacht, nicht in den jetzt unsichtbaren Abgrund zu stürzen, der auf der rechten Seite des Korridors klaffte, und erreichte das Schlafzimmer, durch das sie hier herauf gekommen war. Sie zögerte einen Moment, ehe sie das Fenster aufschob und sich auf den Sims hinaustastete. Aber es gab keinen anderen Weg. Die Treppe, die von der zweiten Etage hier heruntergeführt hatte, endete wenige Stufen tiefer im Nichts. Wahrscheinlich besaß das Haus einen zweiten Ausgang, aber Damona wußte, daß es sinnlos war, bei der hier drinnen herrschenden Dunkelheit danach zu suchen.
Gottlob stammte das Haus aus einer Zeit, in der die Feuervorschriften der Stadt noch peinlich genau eingehalten worden waren.
Neben dem Fenster war eine schmale, rostige Eisenleiter in die Wand eingelassen. Jedes Kind hätte mühelos daran herunterklettern können.
Trotzdem keuchte sie, als sie den Boden erreicht hatte.
Sie blieb einen Augenblick lang reglos stehen, sah sich nach allen Seiten um und ging dann langsam in die Richtung, in der die Spiegelwesen und ihre Bewacher verschwunden waren.
Damona fühlte sich weiß Gott nicht in der Verfassung, sich jetzt auf neue Abenteuer einzulassen. Aber sie wußte auch, daß sie keine große Wahl hatte.
Sie konnte nicht tatenlos hier herumsitzen und warten, daß der Gegner seinen nächsten Zug machte. Spätestens seit dem Auftauchen Mikes und der anderen war ihr klargeworden, daß Ulthar sie keineswegs vergessen hatte – im Gegenteil. Der Magier mußte einen sehr triftigen Grund dafür haben, ihr seine Häscher sogar hier hinterherzuschicken. Entweder legte er besonderen Wert darauf, auch sie in seine Gewalt zu bringen, oder – Damona blieb unwillkürlich stehen, als sich der Gedanke in ihrem Bewußtsein formte.
... oder es gab hier irgend etwas, das ihm gefährlich werden konnte.
Verdammt – warum war ihr der Gedanke nicht früher gekommen.
Auf eine Weise, die ihr noch nicht ganz klargeworden war, stand

Ulthar mit dieser bizarren Welt hinter den Spiegeln in Verbindung.

Wahrscheinlich bezog er von hier seine ungeheuren Kräfte…

… und wahrscheinlich war hier auch der einzige Ort, von dem aus man ihm Schaden zufügen konnte.

Und sie wußte auch, wo genau dieser Ort war. Die Quelle dieser dumpfen, unmenschlichen Ausstrahlung, die dort irgendwo vor ihr, im Zentrum der Stadt, lag.

Sie ging weiter.

Irgendwo vor ihr zerschnitt ein gellender Schrei die Stille, leise und weit entfernt, aber fremdartig genug, um Damona einen eisigen Schauer über den Rücken zu jagen. Das Bild der riesigen, grüngeschuppten Ungeheuer tauchte vor ihr auf. Sie fror plötzlich, aber daran war nicht allein die nächtliche Kälte schuld.

Was wohl aus Mike und den anderen geworden war? Damonas Phantasie reichte vollkommen aus, um sich auszumalen, weshalb Romano diesen gräßlichen, verzweifelten Schrei ausgestoßen hatte.

Die Echsen mußten ihn entdeckt haben, während er vor dem Haus stand und auf Mike wartete. Ihn und wahrscheinlich auch die anderen. Und wahrscheinlich hatten sie sie zusammen mit den willenlosen Spiegelwesen verschleppt. Damona empfand bei diesem Gedanken weder Befriedigung noch Erleichterung. Das Wesen, in das Mike sich verwandelt hatte, hätte sie sicher getötet.

Aber trotz der abgrundtiefen Schlechtigkeit, die seinen Charakter bestimmte, war noch etwas Menschliches an ihm gewesen.

Sie schritt schneller aus. In der Dunkelheit wirkten die Häuser rechts und links der Straße noch bizarrer; riesige, schwammig aufgequollene Umrisse, die eine stumme Drohung auszustrahlen schienen. Damona war plötzlich froh, daß sie nicht alle Einzelheiten erkennen konnte.

Die Straße wurde schmaler; gleichzeitig schienen die Häuser zu beiden Seiten an Höhe zu verlieren, als wären Stein und Beton aufgeweicht und zusammengesackt. Die Straße nahm mehr und mehr das Aussehen einer tiefen, von schwarzen, schimmernden Wänden begrenzten Schlucht an.

Damona ging schneller. Nur mit Mühe unterdrückte sie den Wunsch, wie ein verängstigtes kleines Mädchen einfach loszulaufen.

Sie zog den Kopf zwischen die Schultern, rammte die Hände in die Jackentaschen und ging um die nächste Straßenbiegung.

Obwohl sie auf den Anblick vorbereitet gewesen war, schrie sie entsetzt auf, als sie das *Ding* sah.

***

Die Häuser schienen in weitem Umkreis wie von einer ungeheuren Gewalt plattgewalzt zu sein. Ein runder, vielleicht eine Meile durchmessender Platz war entstanden, und in seinem Zentrum…

Damona wandte sich angeekelt ab und schloß die Augen. Aber es nutzte nichts. Die wenigen Sekunden, die sie das Ding angesehen hatte, hatten gereicht. Der Anblick hatte sich wie ein glühendes Eisen in ihr Bewußtsein gefressen; ein Bild, das so schrecklich und völlig verschieden von allem war, was menschliche Augen jemals gesehen hatten, daß es vielleicht ausgereicht hätte, um einen schwächeren Verstand als den Damona Kings durch seinen bloßen Anblick zerbrechen zu lassen. Selbst sie spürte bereits die eisige Welle des Irrsinns, die aus ihrem Unterbewußtsein heraufdrängte.

Das Gebäude – wenn es ein Gebäude war – ähnelte einem gigantischen schwarzen Kristall. Seine Flanken schienen sich Hunderte von Metern weit in die Höhe zu erstrecken; ein sinnverdrehendes, quälendes Kaleidoskop aus schimmernden Facetten und schwarzem Wahnsinn.

Damona drehte sich langsam um und zwang sich, noch einmal hinzusehen. Sie nahm die Hände von den Augen, senkte den Blick und tastete sich vorsichtig, Stück für Stück, an den Flanken des riesigen Gebildes empor. Nacht und Entfernung legten einen barmherzigen Schleier über die Umrisse des Monstrums, aber das Wenige, das sie erkennen konnte, reichte aus, um ihren Verstand bis in seine tiefsten Wurzeln zu erschüttern.

Es war ein Gebäude. Jetzt, als sie genauer hinsah, konnte Damona erkennen, daß es Öffnungen in den geschliffenen Facetten gab; Türen, Fenster und surrealistische, bizarre Balkone und Erker, die einer kranken Phantasie entsprungen zu sein schienen. Blutrote Helligkeit schimmerte hinter einigen der Öffnungen hervor, pulsierendes, flackerndes Licht, das die Fremdartigkeit der Erscheinung noch betonte.

Damona nahm all ihre Kraft zusammen und versuchte, auf die Kristallfestung zuzugehen. Es ging nicht. Ihr Körper weigerte sich einfach, ihr zu gehorchen.

Sie versuchte es noch einmal, machte einen zögernden Schritt und blieb zitternd stehen. Die Entfernung zwischen ihr und dem Gebäude betrug nicht einmal zweihundert Meter – aber es hätten genausogut zweihundert Lichtjahre sein können.

Es ging nicht.

Sie stöhnte, schloß die Augen und tastete sich blind weiter. Das grauenhaft verzerrte Bild der Kristallfestung hing noch immer vor ihren Augen, aber sie sah wenigstens keine weiteren Einzelheiten, als sie näher kam. Der Boden wurde zunehmend unebener. Sie stolperte, fiel auf Hände und Knie und kroch mühsam weiter, krampfhaft darum bemüht, nur nicht aufzusehen, den Blick nicht versehentlich auf das alptraumhafte, tödliche Bild zu lenken. Sie war sicher, daß der reine Anblick dieses Dinges sie töten würde, wenn sie genau hinsah.

Plötzlich war sie dankbar dafür, während der Nacht hier angekommen zu sein.

Sie kroch weiter, stand schwankend auf und taumelte vorwärts.

Alles in ihr revoltierte dagegen, auch nur noch einen einzigen Schritt in diese Richtung zu tun. Aber sie mußte es. Dort vorne lag der einzige Ausgang, die einzige Verbindung zu der Welt, aus der sie gekommen war.

Irgendwann, nach einer Ewigkeit, wie ihr schien, tauchte eine schwarze, senkrechte Wand vor ihr auf. Sie prallte dagegen, stieß sich mit einem kleinen, spitzen Schrei wieder ab und betrachtete angeekelt ihre Hände. Sie brannten. Spritzer einer dunklen, schleimigen Flüssigkeit klebten an ihrer Haut. Sie wischte sich angewidert die Hände an der Hose ab und hielt nach einem Eingang Ausschau.

Rechts von ihr befand sich eine Art Tor – ein mannshohes, unregelmäßig geformtes Loch, das tiefer in das Kristallgebäude hineinzuführen schien. Sie bewegte sich vorsichtig darauf zu. Jetzt, als sie sich endgültig dazu entschlossen hatte, ins Innere des Gebäudes vorzudringen, schien der unsichtbare Widerstand, gegen den sie bisher angekämpft hatte, schwächer zu werden.

Der Eingang war unbewacht. Entweder, überlegte Damona, gab es auf dieser Welt niemanden, der unbefugterweise in das Gebäude eindringen würde, oder seine Besitzer fühlten sich so sicher, daß sie es nicht einmal für nötig hielten, Wachen aufzustellen.

Der Gedanke ließ sie unwillkürlich auflachen. Wer würde schon so verrückt sein, freiwillig in diesen materialisierten Alptraum einzudringen? Überhaupt mußte sie aufhören, menschliche Logik, menschliche Reaktionen und Handlungen vorauszusetzen. Dieses Ding hier war etwas vollkommen Fremdes, etwas, bei dem sie ihre gewohnten Erfahrungen und Folgerungen getrost vergessen konnte.

Im Grunde war es das erste Mal, daß sie einer vollkommen fremden Lebensform gegenüberstand. Alle Mächte, mit denen sie bisher konfrontiert worden war – Asmodis und seine höllischen Heerscharen, die Orolonen – selbst die Moordrohr bei all ihrer Grauenhaftigkeit – waren doch Kinder des gleichen Universums gewesen; Wesen, die trotz aller Gegensätzlichkeiten noch Parallelen mit ihr und dem menschlichen Leben aufwiesen.

Dieses Ding hier… vielleicht war das, was sie hier spürte, nicht einmal Leben im herkömmlichen Sinne. Wenn sie eine Chance haben wollte, hier zu überleben, mußte sie alles, was sie je gelernt hatte, radikal vergessen und sich nur auf ihre Intuition und auf ihr Glück verlassen. Sie spähte vorsichtig in den Gang. Rötliches, unangenehmes Licht ließ seine Umrisse verschwommen deutlich werden.

Jedenfalls, soweit man von erkennbaren Umrissen sprechen konnte.

Das einzig einigermaßen Ebene war der Boden. Wände und Decke

schienen von purem Zufall geformt worden zu sein. Der Gang besaß keine regelmäßige Form, sondern wand sich in irrsinnigen Drehungen und Knicken tiefer in das Gebäude. Überall waren bizarre Vorsprünge und Nischen, spitze Stalagmiten, die von der Decke und den Wänden herunterhingen, Gebilde, die wie riesige, erstarrte Tropfen aussahen oder einfach große, unregelmäßig geformte Löcher, die ins Nirgendwo zu führen schienen. Ein dumpfes, rhythmisches Pochen, das an den Schlag eines gigantischen Herzens erinnerte, drang aus den Tiefen des Gebäudes heraus.

Damona atmete tief ein, nahm all ihren Mut zusammen und betrat den Stollen. Der Boden war weich und federte unter ihrem Gewicht.

Sie spürte eine leise, vibrierende Bewegung, die im Takt mit dem pochenden Geräusch zu schwingen schien. Das Ganze erinnerte sie auf unbestimmbare Weise an irgend etwas. Etwas, das ihr seltsam bekannt und vertraut vorkam. Etwas, mit dem sie das Gefühl von Gefahr und Bedrohung verband.

Als sie etwa zwanzig Schritte tief in den Gang vorgedrungen war, hörte sie Geräusche.

Damona blieb stehen und lauschte.

Stimmen. Stimmen und die Geräusche schwerer, mühevoller Schritte, untermalt von einem metallischen Schleifen, das sie schon einmal gehört hatte. Sie fuhr herum, hetzte zum Ausgang zurück und starrte hinaus. Zwischen den Häusern am gegenüberliegenden Ende des Platzes war eine bizarre Prozession erschienen. Damona erkannte fünf, sechs der großen Echsenwesen, die sie schon am Nachmittag gesehen hatte. Im Dunkeln wirkten ihre Gestalten noch drohender; wandernde Berge, die zu finsterem Leben erwacht waren. Zwischen ihnen marschierte eine Anzahl der willenlosen Spiegelsklaven. Aber der Anblick unterschied sich in einem Punkt von dem vom Nachmittag. Einige der Gefangenen schienen den Echsen nicht freiwillig zu folgen. Sie wehrten sich, versuchten die Reihen der Bewacher immer wieder zu durchbrechen und wurden brutal zurückgestoßen.

Als die Gruppe näher kam, erkannte Damona die Gesichter der Männer.

Mike Hunter, Romano Tozzi und die anderen. Offensichtlich waren Mike und seine zwei Gefährten Romano zu Hilfe geeilt und ebenfalls gefangengenommen worden.

Damona zog sich vorsichtig tiefer in den Gang zurück, als die Gruppe näher kam. Ihr Ziel war zweifellos der Gang, in dem sie sich aufhielt. Sie entfernte sich rückwärts gehend vom Eingang, sah sich gehetzt um und schmiegte sich schließlich mit hämmerndem Herzen in eine der zahllosen, dunklen Nischen, die die Gangwände unterbrachen.

Das erste der riesigen Wesen betrat den Gang. Damona hörte das leise Rasseln, mit dem seine Schuppen aneinanderrieben, als es an

ihrem Versteck vorüberging. Zum ersten Mal sah sie die Ungeheuer aus nächster Nähe. Der Anblick war nicht gerade dazu angetan, ihren Mut zu fördern.

Das Ding schien eine boshafte, perverse Karikatur eines Menschen zu sein. Trotz seiner immensen Größe wirkten seine Bewegungen geschmeidig wie die einer Raubkatze. Die Erscheinung strahlte eine fast körperlich spürbare Aura von Kraft und Gewalttätigkeit aus.

Das Wesen wanderte weiter. Offensichtlich ahnte es nichts von Damonas Anwesenheit. Die schwarzen, glitzernden Fäden auf seiner Haut zuckten und bebten. Der Anblick erinnerte Damona an parasitäre Pilze, die einen Baum befallen hatten.

Sie wartete, bis das letzte Wesen an ihrem Versteck vorübergezogen war. Dann trat sie lautlos aus der Nische hervor und folgte der Gruppe.

***

Die Tür schwang, wie von Geisterhand bewegt, auf. Grelles, schmerzhaft intensives Licht blendete Mary-Lou. Sie hörte Geräusche, das Scharren eines Stuhles; Schritte. Dann ein leises, meckerndes Lachen.

»Treten Sie ein, meine Herrschaften.«

Frank versetzte seinem Gefangenen einen wütenden Stoß, der ihn zur Seite taumeln ließ, und sprang mit einem Satz durch die Tür.

Das Zimmer war klein; ein rechteckiger, schäbig eingerichteter Raum mit rohen Holzwänden, durch deren Ritzen Sonnenlicht hereinsickerte. Der Fußboden bestand aus nacktem, festgestampftem Lehm, und von der fleckigen Decke blätterte jahrzehntealter Putz herunter. Ein wackeliger Tisch mit einem ebenso altersschwachen Stuhl, ein einzelner, deckenhoher Spiegel und ein schwerer Samtvorhang, der fast eine gesamte Wand in Anspruch nahm, stellte die gesamte Einrichtung dar.

Aber dafür hatte Mary-Lou nicht mehr als einen flüchtigen Blick übrig. Ihre gesamte Aufmerksamkeit war auf Ulthar gerichtet. Obwohl sie bisher nicht mehr als den Namen des Magiers gekannt hatte, wußte sie sofort, wen sie vor sich hatte.

Der Mann war klein; selbst Jebediah überragte ihn um fast eine Handbreit. Alt, schmalschultrig und verrunzelt. Er hatte nur einen Arm, wodurch seine Figur seltsam verschoben und unproportioniert wirkte. Trotzdem schauderte Mary-Lou, als sie dem Spiegelmeister gegenüberstand. Der alte Mann strahlte ein ungeheures Selbstbewußtsein aus. Eine knisternde, beinahe faßbare Aura der Macht schien die zerbrechliche Gestalt zu umgeben.

»Auf diesen Moment habe ich gewartet«, zischte Frank. Er bewegte sich mit kleinen, tänzelnden Schritten auf Ulthar zu.

Ulthar lächelte.

»Sie sind voreilig, junger Mann«, sagte er sanft. »Wie alle Menschen in ihrem Alter.«

Frank stieß die Tür mit einem ärgerlichen Knurren zu und überzeugte sich davon, daß außer Ulthar, Mary-Lou, Jebediah und ihm niemand im Raum war.

»Was haben Sie mit Sheldon gemacht?« fragte er drohend.

»Sheldon?« Ulthar runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht…«

Frank war mit einem einzigen Satz bei ihm. »Du verstehst ganz gut, du altes Ungeheuer. Ich will wissen, wo mein Bruder ist!« Er schüttelte Ulthar wütend und stieß ihn dann grob von sich. Der Magier taumelte zurück, prallte gegen den Vorhang und hielt sich an seinen Falten fest.

Mary-Lou hatte den Eindruck, als ob der Vorhang sich ärgerlich bewegte. Ein schlafendes Ungeheuer, das durch die unsanfte Berührung geweckt worden war…

»Ich will wissen, wo Sheldon ist«, sagte Frank drohend. »Jetzt. Ich gebe dir genau zehn Sekunden Zeit, es mir zu erklären, sonst…«

In Ulthars Gesicht zuckte ein Muskel. »Sonst?«

Frank trat drohend auf ihn zu.

»Bleiben Sie stehen«, sagte Ulthar. Seine Stimme hatte plötzlich einen singenden, einschläfernden Tonfall angenommen.

Mary-Lou fühlte, wie eine unsichtbare Fessel um ihre Glieder gelegt wurde. Irgendeine unsichtbare, unbegreifliche Macht schien sie zur Bewegungslosigkeit erstarren zu lassen. Sie versuchte, dagegen anzukämpfen, aber ihre Bemühungen schienen den Druck eher noch zu verstärken.

Frank und Jebediah erging es nicht besser. Von einer Sekunde zur anderen waren sie gelähmt, unfähig, auch nur einen Muskel zu rühren.

Ulthar lächelte dünn. »Ihr Narren«, sagte er abfällig. »Habt ihr euch wirklich eingebildet, hierher vordringen zu können, wenn ich es nicht will?« Er lachte, drehte sich um und ordnete behutsam die Falten des Samtvorhanges.

»Ich gebe zu, daß die Idee nicht schlecht war, die Spiegel zu zerschlagen. Aber mehr als ein Ärgernis war es nicht.« Er sah Frank spöttisch an, hakte den Daumen hinter den Gürtel und wies mit einer Kopfbewegung auf den Spiegel, auf dem ein getreues Abbild des Saales zu sehen war. »Mit ein bißchen logischem Nachdenken hätten Sie selbst darauf kommen können«, sagte er beiläufig. »Glauben Sie wirklich, Sie könnten mir ernsthaft Schaden zufügen – damit?« Er deutete auf die Kette in Franks Hand, lächelte und schnippte mit den Fingern. Franks Griff löste sich. Die Kette fiel klirrend zu Boden.

»Ich habe Sie nur aus einem einzigen Grund hierherkommen lassen«, fuhr Ulthar fort. »Und dieser Grund sind Sie, meine Liebe.« Er fuhr

herum, starrte Mary-Lou an und lächelte sein böses, humorloses Schlangenlächeln. »Oder vielmehr etwas, das Sie besitzen.«

Mary-Lou verstand überhaupt nichts mehr. Sie hatte nichts Außergewöhnliches bei sich. Ihre Brieftasche, die normalen Kleinigkeiten, die jeder mit sich herumschleppte, die Wagenschlüssel… und den sternförmigen Stein, den sie gefunden hatte, nachdem sie in das Labyrinth vorgedrungen war.

»Sie wissen, was ich meine«, sagte Ulthar. Er trat auf sie zu und streckte die Hand aus. »Geben Sie es mir.«

Mary-Lous Hände bewegten sich ohne ihr Zutun. Sie griff in die Tasche, zog den Parcyl hervor und ließ ihn in Ulthars Handfläche fallen.

Der Magier schien zusammenzuzucken, als der silberglänzende Stein seine Haut berührte. Eine Mischung aus Ekel und Angst verzerrte für einen Moment sein Gesicht, aber er beherrschte sich meisterhaft.

»Das ist… interessant«, sagte er stockend. »Woher haben Sie es?«

»Gefunden«, antwortete Mary-Lou.

»Gefunden? Wo?«

»Hier. Direkt nachdem ich das Gebäude betreten hatte. Es… lag auf dem Boden. Jemand muß es verloren haben.«

Ulthar nickte nachdenklich. »Damona King…«, murmelte er. »Das also war es. Ich habe mich die ganze Zeit über gefragt, weshalb sie so weit vordringen konnten.« Er schloß die Faust um den Stein und grinste triumphierend. »Sie haben mir einen großen Gefallen getan, meine Liebe. Schade, daß Sie nicht mehr erfahren werden, *wie* groß.«

In diesem Augenblick drang ein gellender, vielstimmiger Aufschrei durch die geschlossene Tür. Ulthar erbleichte, wirbelte herum und starrte entsetzt auf den Spiegel, auf dem die draußen liegende Halle zu sehen war.

Die Spiegel explodierten einer nach dem anderen.

***

Der Tunnel führte in steilem Winkel tiefer in die Kristallfestung hinein. Damona hatte schon nach wenigen Minuten vollkommen die Orientierung verloren. Der Gang war nicht einfach ein gerader Gang, sondern Bestandteil eines sinnverwirrenden, riesigen Labyrinths, in dem sich ein Mensch wahrscheinlich in Sekundenschnelle rettungslos verirren würde.

Damona wußte jetzt, woran sie diese Umgebung erinnerte. Dieses Gebilde aus schwarzem Kristall schien ein getreues Gegenstück zu Ulthars Spiegelkabinett zu sein, ein dunkler, lichtfressender, lebensfeindlicher Schatten, den das Labyrinth des Magiers in diese Dimension warf.

Aber vielleicht war es auch umgekehrt.

Die riesigen Echsenwesen schienen nichts davon zu merken, daß sie verfolgt wurden. Sie hatten genug damit zu tun, ihre vier Gefangenen im Zaum zu halten. Die Spiegelwesen schienen die Gefahr, die ihnen aus den Tiefen des Labyrinths entgegenwehte, ebenso deutlich zu spüren wie Damona. Sie wehrten sich verzweifelt, und die Giganten schienen trotz ihrer ungeheueren Körperkräfte alle Mühe zu haben, sie am Ausbrechen zu hindern. Der Vormarsch der Gruppe verlangsamte sich zusehends, kam immer wieder zum Halten und löste sich schließlich in einen unkontrollierten Tumult auf, als es Mike gelang, seinem Bewacher den Arm zu verdrehen und ihn zu Boden zu werfen. Das Wesen knurrte wütend, kam mit einer Geschmeidigkeit, die seinem plumpen Äußeren Hohn sprach, wieder auf die Füße und warf sich mit weit ausgebreiteten Armen auf Mike.

Aber Hunter hatte nicht umsonst Unterricht in den verschiedensten Arten der waffenlosen Verteidigung genommen. Er wartete eiskalt, bis das Wesen ihn fast erreicht hatte, wich dann blitzschnell zur Seite aus und nutzte die eigene Kraft des Angreifers, um ihn erneut zu Boden zu schleudern. Als er sich diesmal erheben wollte, traf Mikes Fuß seine Schläfe.

Das Wesen brüllte auf, fiel ein drittes Mal hintenüber und blieb stöhnend liegen.

Eine halbe Sekunde später ging Mike Hunters Doppelgänger unter dem Ansturm von gleich drei Echsenwesen zu Boden. Ein fürchterlicher Tumult brach los. Romano Tozzi und die beiden anderen Spiegelbilder waren plötzlich ohne Bewacher. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würden sie die Gelegenheit nutzen, um ihr Heil in der Flucht zu suchen. Aber dann drehten sie sich zu Damonas Verblüffung herum und eilten Mike zu Hilfe.

Es war ein Kampf der Giganten. Die Echsen schienen über die Körperkräfte von Elefantenbullen zu verfügen, aber Damona hatte ja am eigenen Leib gespürt, wie unmenschlich stark die lebenden Spiegelbilder waren, in die Mike und die anderen sich verwandelt hatten. Der Kampf tobte eine Zeitlang hin und her, ohne daß eine der beiden Parteien einen entscheidenden Vorteil erringen konnte.

Trotzdem wußte Damona, daß der Ausbruchsversuch zum Scheitern verurteilt war. Der Lärm, den die verbissen kämpfenden Gegner machten, konnte nicht mehr lange ungehört bleiben. In wenigen Augenblicken würden die Echsen Verstärkung erhalten, und dann würde sich die Waagschale schnell auf ihre Seite senken.

Damona löste sich aus der Nische, in der sie sich versteckt hatte, und schlich, geschickt jede Deckung ausnutzend, an den Kämpfenden vorüber. Der Tunnel war an dieser Stelle so breit, daß sie unerkannt vorbeikommen konnte. Weder die Echsen noch Mike und die drei anderen Spiegelwesen nahmen Notiz von ihr.

Sie rannte los.

Aus einem der Seitengänge war das Stampfen schwerer Schritte zu hören, vermischt mit wütenden, krächzenden Schreien und dem Klirren von Waffen.

Damona verschwendete keinen Augenblick mehr damit, dem ungleichen Kampf zuzusehen. Sie rannte über den unebenen Boden, so schnell sie konnte, wählte blind einen Seitengang aus und stürzte hinein. Sie hatte plötzlich keine Angst mehr, sich zu verirren. Sie wußte, wo ihr Ziel lag: im Zentrum dieses gigantischen Alptraumes.

Und sie spürte die Richtung so deutlich, daß sie sie selbst mit geschlossenen Augen gefunden hätte. Die quälende, unmenschliche Ausstrahlung, dieser Atem des Bösen, der die ganze Halbinsel wie ein Pesthauch zu durchtränken schien – ihre Quelle lag unmittelbar vor ihr.

Der Gang machte einen scharfen Knick und gabelte sich. Damona blieb stehen, sah die beiden runden, von wallenden schwarzen Nebeln erfüllten Öffnungen einen Herzschlag lang stirnrunzelnd an und wählte dann achselzuckend die rechte.

Der schwarze Nebel bildete nur einen dünnen Vorhang. Dahinter lag ein weiter, kuppelförmiger Raum, dessen Boden knietief von einer schwarzen, schleimigen Substanz bedeckt war.

Damona stöhnte entsetzt auf.

Sie wußte jetzt, warum die Echsenwesen die verlassene Stadt durchstreiften, wohin sie ihre Gefangenen brachten und wozu.

Hunderte der Spiegelwesen standen reglos vor ihr.

Es wirkte wie eine Szene aus einem perfekten Horrorfilm. Die Menschen waren offensichtlich nicht freiwillig in diesen Raum gegangen. Selbst diese abgestumpften Roboter-Seelen schienen im letzten Moment gespürt zu haben, welches Schicksal ihnen bevorstand. Auf ihren Gesichtern war das eingefrorene Entsetzen zu sehen, das von ihnen Besitz ergriffen hatte. Manche von ihnen standen in seltsam verkrampfter Haltung da, und einige hatten einfach die Hände vors Gesicht geschlagen und sich in ihr Schicksal ergeben.

Sie waren erstarrt.

Damona hatte den Eindruck, eine Ansammlung von lebensgroßen, perfekt nachgebildeten Statuen zu betrachten, die ein wahnsinniger Künstler scheinbar wahllos über den Boden der Halle verteilt hatte.

Aber das allein war nicht das Schlimme.

Aus dem schwarzen Morast wuchsen dünne, schleimige Fühler an den Statuen empor, glitzernde Fäden, die langsam an den Körpern der Unglücklichen hochkrochen und sie mit einem dichten, zuckenden Netz überzogen.

Das gleiche Phänomen, das sie bereits an den Echsen beobachtet hatte.

Sie wußte plötzlich, daß ihre Vermutung richtig gewesen war.

Nicht die Echsen, sondern dieses schwarze Geflecht war der wahre Herr dieser Welt.

Parasiten.

Sie herrschten über diese Festung des Grauens. *Sie* gaben Ulthar seine Macht, und *sie* waren es, die letztendlich hinter dem grausigen Geschehen standen. Diese ganze, riesige Menschenfalle, die Ulthar errichtet hatte, diente einzig und allein dem Zweck, neue Sklaven für diese Wesen heranzuschaffen. Ulthar war nur ein Handlanger, ein Werkzeug, dessen sie sich bedienten, weil sie in ihrer wahren Gestalt nicht auftreten konnten.

Damona spürte eine zaghafte Berührung am Fuß. Sie sah hinunter, schrie entsetzt auf und prallte zurück. Ein schmaler, tastender Fühler war aus der Oberfläche der brodelnden Masse herausgewachsen und tastete nach ihren Beinen.

Sie fuhr angeekelt herum und lief durch den schwarzen Nebel nach draußen.

Welche Schrecken würde der andere Ausgang für sie bereithalten?

Sie machte einen zaghaften Schritt, blieb stehen und wartete, bis sich das Zittern ihrer Glieder einigermaßen beruhigt hatte.

Sie wußte, daß sie den Anblick nie wieder vergessen würde.

Parasiten.

Seelen-Parasiten…

Sie versuchte, den scheußlichen Anblick wenigstens für einen Augenblick zu vergessen, und ging zögernd auf den linken Eingang zu.

Auch hier wallte dieser schwarze, geheimnisvolle Nebel. Sie trat hindurch, atmete hörbar ein und öffnete mit klopfendem Herzen die Augen.

Vor ihr klaffte ein ungeheurer, meilentiefer Abgrund, dessen Wände glatt und fugenlos wie poliertes Glas senkrecht in die Tiefe stürzten. Schwarzer, übelriechender Dampf stieg in faserigen Schwaden aus der Tiefe empor, und das pochende Dröhnen, das sie mehr denn je an das Schlagen eines riesigen, bösen Herzens erinnerte, war hier lauter als sonst irgendwo in der schwarzen Festung. Ein schmaler, geländerloser Steg führte direkt vor ihr in kühnem Bogen über den Abgrund. Seine Oberfläche schimmerte metallisch. Ein helles, pulsierendes Leuchten begann irgendwo dicht hinter dem Anfang des schmalen Bandes, lief an seiner Oberfläche entlang und verschwand in der Ferne, um sofort danach wieder aufzuflammen; ein optischer Gegentakt zu dem dumpfen Pulsschlag, der die Luft vibrieren ließ.

Aus dem Gang hinter ihr drangen Kampfgeräusche. Damona drehte sich herum, zögerte einen Moment und trat dann durch den Nebelvorhang wieder hinaus auf den Gang. Sie war beinahe froh, ein Alibi dafür zu haben, nicht sofort auf diese Brücke ins Nichts

hinauszutreten.

Auf dem Gang spielte sich ein verzweifelter, ungleicher Kampf ab.

Vier der riesigen, mehr als zwei Meter großen Echsenwesen drangen mit Peitschen und Schwertern auf Mike Hunter und Romano Tozzi ein, die sich, Rücken an Rücken und mit offenbar erbeuteten Waffen bewaffnet, verteidigten.

Hätten sich die Giganten allein auf ihre Körperkräfte verlassen, wäre der Kampf in wenigen Augenblicken vorbei gewesen. Aber sie – oder die Parasiten, die ihre Bewegungen lenkten – schienen nicht zu begreifen, daß den lebenden Duplikaten mit Waffen nicht beizukommen war.

»Damona!«

Mikes Aufschrei ließ Damona herumwirbeln. Hinter ihr war ein weiteres Ungeheuer aufgetaucht. Die Bestie überragte sie um fast einen Meter. In ihren Augen funkelte satanische Mordlust.

Damona sah den Schlag kommen, warf sich instinktiv zu Boden und entging dem niedersausenden Schwert um Haaresbreite. Reflexartig trat sie nach der Kniescheibe der Echse. Der Tritt schien die Bestie eher zu ärgern als wirklich zu schmerzen, aber er verschaffte Damona wertvolle Sekundenbruchteile. Sie rollte sich herum, tauchte unter den zupackenden Klauen des Monsters weg und war mit einem verzweifelten Satz aus seiner Reichweite. Hinter ihr riß das Schwert eine meterlange Furche in den Boden.

Aus den Augenwinkeln heraus sah sie, wie Mike einem der Angreifer das Schwert in die Brust stieß und gleichzeitig einen Hieb mit dem bloßen Arm parierte. Der Schlag hätte einen Baum spalten können, aber an dem unverwundbaren Körper des Duplikats prallte er ab, als wäre er auf soliden Stahl geprallt.

Aber Damona hatte keine Zeit, dem Kampf weiter zuzusehen. Sie wich einem weiteren Hieb ihres Verfolgers aus, sprang zurück und hob das Schwert des gefallenen Echsenkriegers auf. In den Händen des riesigen Wesens hatte die Waffe klein und zerbrechlich ausgesehen, aber es war so schwer, daß Damona es mit beiden Händen kaum halten konnte.

Als die Echse das nächste Mal zuschlug, riß sie die Waffe mit aller Kraft hoch und fing den Hieb auf.

Der Schlag ließ sie gegen die Wand taumeln. Ein dumpfer, pulsierender Schmerz tobte durch ihre Arme. Das Schwert entglitt ihren tauben Fingern und fiel polternd zu Boden.

Die Echse stieß einen triumphierenden Schrei aus und schwang ihre Waffe zum letzten, entscheidenden Hieb.

Damona sprang.

Sie federte ansatzlos hoch, packte mit dem Fuß nach dem Handgelenk des Angreifers und warf sich gleichzeitig herum, um an

ihre eigene Waffe zu kommen. Der Zusammenprall ließ sie beide straucheln. Damona fiel auf den Rücken, ignorierte den stechenden Schmerz, der durch ihre Rippen jagte, und tastete blind über den Boden. Ihre Finger schlossen sich um den Schwertgriff.

Ein riesiger, mißgestalteter Schatten wuchs über ihr empor, als sich ihr Gegner auf sie warf.

Sie versuchte das Schwert hochzureißen und wußte, daß sie es nicht mehr rechtzeitig schaffen würde. Das tonnenschwere Ungeheuer würde sie einfach unter sich begraben.

Ein helles, silbernes Schemen blitzte über ihr auf, zischte dicht über ihrem Gesicht durch die Luft und bohrte sich in den Hals des Angreifers. Die Echse prallte zurück, als wäre sie gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen. Ihre Finger verkrampften sich um das schmale, silberne Band, das sich wie eine bizarre Metallschlange um den Hals gewunden hatte. Ihr Mund öffnete sich, aber statt des erwarteten Aufschreis hörte Damona nur ein hilfloses Röcheln. Das Ungeheuer brach in die Knie und kippte dann langsam vornüber, um reglos liegenzubleiben.

Damona King richtete sich verwirrt auf.

»Rettung in letzter Sekunde, wie?« sagte eine vertraute Stimme.

»Mike!«

Hunter grinste, löste die Peitsche mit gekonntem Schwung vom Hals der toten Echse und zog Damona mit der Linken vollends auf die Füße.

»Warum…«

»Warum ich dir geholfen habe?« Mike lächelte humorlos. »Das frage ich mich selber«, gestand er. Er trat zurück, hob eines der zentnerschweren Schwerter vom Boden auf und stieg über den reglosen Körper eines gefallenen Gegners hinweg, um Romano aufzuhelfen, der stöhnend versuchte, sich unter der Zentnerlast einer toten Echse hervorzuarbeiten. Der Boden schien zentimetertief mit Blut bedeckt zu sein.

Romano stemmte sich mit einem Fluch hoch. »Verschwinden wir von hier«, sagte er dumpf.

Mike nickte ungerührt. »Wenn du weißt, wo der Ausgang ist, gerne.«

»Der…« Tozzi brach verwirrt ab, sah sich hilflos um und schien erst dann Damona zu verkennen.

»Erledige das Weib. Und dann machen wir, daß wir wegkommen«, sagte er entschlossen.

Mike schüttelte ruhig den Kopf. »Das hat Zeit, Romano.« Er wandte sich an Damona. »Im Grunde bist du schuld an der ganzen Misere«, sagte er fast freundlich. »Aber ich glaube, wir verschieben unsere Meinungsverschiedenheiten auf später. Schließen wir einen Burgfrieden, bis wir hier heraus sind?«

Damona kämpfte gegen das Verlangen an, hysterisch aufzulachen.
Dieser Mann, der aussah wie Mike Hunter, der Mann, den sie mehr als jeden anderen Menschen auf der Welt liebte, sprach so ungerührt über ihren Tod, als handele es sich um eine x-beliebige geschäftliche Transaktion! Er wollte sie *töten*!
»Ich… ich …«
»Laß gut sein, Mädchen«, unterbrach sie Mike. »Wir müssen hier raus, bevor unsere ungehobelten Freunde Verstärkung bekommen. Du weißt nicht zufällig den Ausweg?«
Tozzi deutete auf die beiden Gänge. »Versuchen wir es dort.« Er schickte sich an, durch den rechten Höhleneingang zu treten.
»Nicht«, sagte Damona hastig. »Wir müssen den anderen nehmen.«
Mike sah sie abschätzend an. »Wenn du meinst… Aber wenn du versuchst, uns aufs Kreuz zu legen, Schwester … Gehen wir.« Er stieß Damona zur Seite, zog sein Schwert und trat vorsichtig durch den Nebelvorhang.
Damona folgte ihm, während Romano den Schluß übernahm. Als sie durch den Vorhang trat, hörte Damona hinter sich schwere, trappelnde Schritte. Sie hatten sich wirklich keine Sekunde zu früh entschlossen, zu verschwinden.
Mike blieb wenige Zentimeter vor dem Abgrund stehen. Zwischen seinen Brauen entstand eine steile Falte.
»Das sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus«, sagte er nachdenklich. »Weißt du, wo dieser Steg hinführt?«
»Nein. Weiter als bis hier bin ich nicht gekommen.«
»Probieren wir es aus.« Mike zuckte mit den Achseln, schob sein Schwert in den Gürtel und trat mit schlafwandlerischer Sicherheit auf den kaum fünfzig Zentimeter breiten Metallstreifen hinaus.
»Fühlt sich stabil an«, sagte er, nachdem er ein paar Schritte gegangen und stehengeblieben war. »Kommt schon. Das Ding hält.«
Romano unterstrich Mikes Aufforderung mit einem unsanften Stoß, der Damona auf die Brücke hinaustaumeln ließ. Sie streckte vorsichtig die Hände nach beiden Seiten aus, um ihr Gleichgewicht zu bewahren, und balancierte mit halb geschlossenen Augen über dem Abgrund. Romano folgte ihr in wenigen Schritten Abstand.
Sie marschierten vorsichtig los. Der Steg schien kein Ende zu nehmen. Nach wenigen Minuten fiel die Steilwand, über der er begonnen hatte, hinter ihnen zurück, während sich das gegenüberliegende Ende irgendwo im Dunst der Entfernung verlor.
Die Wanderung schien sich über Stunden hinzuziehen. Natürlich war sich Damona darüber im klaren, daß erst wenige Minuten vergangen waren, seit sie durch das Nebeltor gegangen waren, aber es kam ihr so vor, als balanciere sie schon seit Anbeginn der Zeit auf diesem schmalen, geländerlosen Pfad über das Nichts. Selbst die Zeit schien

hier nicht mehr den gewohnten Gesetzen zu gehorchen.

Nach einer Endlosigkeit tauchte eine schlanke, nachtschwarze Steinsäule vor ihnen auf. Ihre Flanken stürzten senkrecht und glatt wie poliertes Glas in die Tiefe, und jedesmal, wenn eine der rasenden Lichtexplosionen, die unter ihren Füßen auf dem Metallband dahinglitten, ihr oberes Ende erreichten, schienen ihre Umrisse für Sekundenbruchteile zu verschwimmen.

Mike beschleunigte seine Schritte, als er das Ende des Steges auftauchen sah. Trotz der unerschütterlichen Ruhe, die er zur Schau trug, schien er erleichtert zu sein, wieder sicheren Boden unter den Füßen zu haben.

Sie waren im Zentrum der Kristallfestung.

Im Zentrum des Bösen…

Der Gedanke erschien mit solcher Wucht in Damonas Bewußtsein, daß sie unwillkürlich aufstöhnte.

Mike drehte sich halb herum, sah sie stirnrunzelnd an und grinste unsicher.

Die Plattform war leer bis auf einen schwarzen, achteckigen Block in der Mitte. Über seiner Oberfläche wallte eine unfaßbare, körperlose Bewegung, ein auf und ab wehendes Nichts, brodelnde, reine Bewegung, die die Krücke fester Materie abgestreift hatte.

Die drei unfreiwilligen Kampfgefährten gingen zögernd darauf zu.

Damonas Herz begann wild zu schlagen. Der Einfluß des Bösen war hier übermächtig. Die einfache Bewegung, einen Fuß vor den anderen zu setzen, kostete sie ungeheure Überwindung. Sie spürte, daß sie hier etwas völlig Neuem, Unbekanntem gegenüberstand.

Sie schleppte sich mühsam zu dem Steinaltar hinüber und starrte ins Zentrum dieser wirbelnden Nicht-Existenz.

Sie hatte den Eindruck, durch ein Loch in der Schöpfung zu schauen. Ihr Blick schien geradewegs in die Unendlichkeit zu fallen, einer Unendlichkeit, die sowohl über die Grenzen des materiellen Universums als auch über die Grenzen menschlichen Begriffsvermögens hinausging.

Was sie sah, war keine Lebensform, keine Intelligenz, nichts, das dachte oder auch nur Gefühle und Empfindungen hatte.

Bosheit…

Die Ablehnung, Verneinung alles Lebenden…

Das Zentrum des Bösen…

Dies hier mußte die Quelle aller negativen Kräfte sein, ein winziges Stück der Schöpfung, das zu reiner Schlechtigkeit pervertiert war.

Ein kosmisches Krebsgeschwür…

Mike seufzte. Seine Stimme zitterte, und Damona bemerkte aus den Augenwinkeln, daß er blaß geworden war.

»Da hätten wir ja Ulthars kleines Geheimnis«, sagte er leise. Seine

Worte durchbrachen die Stille auf seltsam unangenehme Art. Menschen hatten in diesem Reich nichts verloren. Allein ihre Anwesenheit stellte eine Herausforderung dar, die nicht ungesühnt bleiben durfte.

»Wir… müssen es zerstören«, sagte Damona stockend.

Mike nickte. Auf seiner Stirn perlte Schweiß.

»Aber zuerst«, sagte Romano plötzlich, »dreht ihr euch vielleicht einmal um. Wir bekommen Besuch.«

Damona und Mike fuhren in einer synchronen Bewegung herum.

Über den Steg stürmten Dutzende der riesigen Echsenkrieger heran.

***

Es war eine Kettenreaktion. Wie bei einer Reihe Dominosteine, die nacheinander umfallen, wenn man den ersten anstößt, fraß sich die Explosion mit unglaublicher Schnelligkeit durch den Saal. Innerhalb von wenigen Sekunden verwandelte sich das Bild in ein Chaos aus grellen Lichtblitzen und herumwirbelnden Glassplittern.

Ein dumpfes Grollen ließ den Boden erbeben. Das ganze Gebäude schien zu schwanken. Kalk und kleinere Steine regneten von der Decke.

Mary-Lou schrie entsetzt auf, aber ihr Schrei ging in dem unglaublichen Klirren und Bersten unter, das den Raum überflutete. Die ganze Welt schien nur noch aus kreischenden Glasscherben zu bestehen.

Ulthar brüllte entsetzt auf und taumelte zurück. Aus seiner Kehle drang ein keuchendes Wimmern, während er mit hervorquellenden Augen auf den roten Samtvorhang starrte.

Der Stoff bewegte sich, bauschte sich wie unter einem unsichtbaren Windstoß auf und riß schließlich mit metallischem Geräusch entzwei. Dahinter wurde ein riesiger, gebogener Spiegel sichtbar.

Schwarze und rote Farbexplosionen schienen unter seiner Oberfläche zu toben. Eine unglaubliche Hitzewelle ließ Mary-Lou zurücktaumeln. Der hypnotische Bann war von ihr und den anderen abgefallen, aber sie standen trotzdem wie gelähmt da und sahen dem unglaublichen Geschehen zu.

Allmählich begann sich eine riesige Gestalt aus den tobenden Farben zu bilden; ein gigantischer, zweieinhalb Meter großer Umriß, der gleichzeitig an einen Menschen und auch an etwas unglaublich Fremdes erinnerte.

Ulthar wich aufkreischend zur gegenüberliegenden Wand zurück, als das Bild deutlicher wurde. Es war ein riesiges, schuppenhäutiges Ungeheuer, das nur aus Zähnen, Klauen und hornigen Stacheln zu bestehen schien.

Das Wesen bewegte sich, trat mit einem einzigen Schritt aus dem

Spiegel heraus und auf den einarmigen Magier zu.

»Du hast versagt!«

Ulthar brach wimmernd in die Knie. »Nein!« kreischte er. »Ich habe nicht…«

»Schweig!« schrie der Gigant. »Du hast deine Aufgabe nicht erfüllt. Du kennst die Strafe!«

Das Wesen streckte einen seiner riesigen, muskelbepackten Arme aus, hob Ulthar wie ein Spielzeug hoch und drehte sich um.

»Nein!« kreischte Ulthar. »Bitte nicht! Es ist noch nichts verloren! Es ist nur…« Ulthars Worte gingen in einem spitzen, unmenschlichen Schrei unter, als sich der Griff des Ungeheuers verstärkte.

»Durch deine Schuld sind Unreine in die Kristallfestung vorgedrungen. Die Strafe wird entsprechend sein!« dröhnte das Ungeheuer.

Dann trat es mit einem einzigen Schritt in den Spiegel hinein und verschwand.

Für einen winzigen Augenblick schien die Zeit stehenzubleiben.

Ein dumpfes, vibrierendes Grollen ließ den Fußboden erbeben. Der Spiegel wurde blind und überzog sich mit einem Spinnennetz aus Millionen und Abermillionen winziger Risse.

»Raus hier!« kreischte Frank.

Er wirbelte herum, riß Mary-Lou mit sich und warf sich mit aller Kraft gegen die dünne Holzwand. Die morschen Bretter zersplitterten unter seinem Anprall. Er stolperte nach draußen, fiel hin und raffte sich mühsam wieder auf. Hinter ihm taumelte Jebediah durch die gezackte Öffnung.

»Weg!« schrie Frank. »Nichts wie weg hier!«

Das gesamte Gebäude erbebte. Krachend lösten sich Balken und Zwischenwände. Das Dach sackte ein, fiel mit einem polternden Dröhnen nach innen und riß einen Teil der Seitenwand mit sich.

Dann zerfetzte eine ungeheure Explosion die Ruine. Die drei Menschen wurden von der Druckwelle zu Boden geschleudert, überschlugen sich und blieben zusammengekrümmt liegen. Eine riesige Feuersäule brach aus den zertrümmerten Resten des Spiegelkabinetts.

Und dann, von einer Sekunde auf die andere…

Ein weicher, betäubender Nebel schien sich um Mary-Lous Bewußtsein zu legen. Sie fühlte sich plötzlich leicht und körperlos. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen, wurde nebelhaft, unwirklich…

***

Mike reagierte mit unglaublicher Kaltblütigkeit. Er fuhr herum, riß die erbeutete Peitsche aus dem Gürtel und schlug damit nach dem

vordersten Echsenkrieger. Das Wesen schrie auf, verlor das Gleichgewicht und stürzte aufkreischend in den Abgrund.

»Hier!« Mike warf Romano die Peitsche zu und wirbelte abermals herum. »Halt sie auf.«

»Was hast du vor?«

Mike knurrte etwas Unverständliches, riß sein Schwert hoch und ließ die Klinge wuchtig auf den schwarzen Altar krachen. Funken stoben auf; ein langer, schartiger Riß entstand in der schimmernden Oberfläche des Blocks, und das wesenlose Wallen schien sich zu verstärken.

»Hilf mir!«

Damona nickte automatisch, trat neben Mike und stemmte die Waffe, die er ihr zuwarf, mit aller Kraft hoch. Das Schwert war so schwer, daß sie kaum die Kraft aufbrachte, es über den Kopf zu heben.

Sie würden es nicht schaffen.

Romano schlug unablässig mit der Peitsche zu. Jeder Hieb beförderte zwei, drei der klobigen Gestalten in die Tiefe, aber von hinten drängten unablässig weitere Angreifer nach. Die Wesen schienen keine Angst vor dem Tod zu haben. Und jedesmal, wenn Romano zu einem neuen Schlag ausholte, drang die Front der Angreifer einen Meter weiter vor.

Mike verdoppelte seine Anstrengungen, als er sah, wie die Echsen unablässig weiter vordrangen. Sein Schwert schlug eine tiefe, schartige Furche in den Block, riß ganze Steinbrocken heraus und arbeitete sich unablässig tiefer.

Aber er war zu langsam.

Hinter seinem Rücken erscholl ein gellender Schrei. Er fuhr herum und sah gerade noch, wie Romano unter dem Gewicht eines der Riesen zu Boden ging.

Dann waren die Echsen heran.

Mike durchbohrte den vordersten Angreifer mit seinem Schwert, trat einem Zweiten die Beine unter dem Körper weg und parierte einen Schwerthieb mit dem Unterarm, ehe er unter der Menge der Angreifer wie unter einer lebenden Welle begraben wurde.

Drei, vier der Bestien drangen mit wütenden Schreien auf Damona ein. Sie wich zurück, entging einem fürchterlichen Fausthieb nur um Haaresbreite und stolperte hinter den Altar.

Gigantische Hände griffen nach ihr. Messerscharfe Krallen zerfetzten den Stoff ihrer dünnen Sommerjacke und gruben sich tief in ihr Fleisch.

Damona taumelte zurück, setzte noch im Fallen zu einem Judo-Griff an und schleuderte den Körper des Angreifers über sich hinweg.

Die Echse überschlug sich in der Luft und landete genau im Zentrum des schwarzen Wallens.

Ein ungeheurer, wütender Aufschrei zerriß die Luft.

Grellrotes Licht pulsierte aus dem Abgrund herauf. Die Brücke zerbrach, regnete in einem Hagel von Trümmerstücken in die Tiefe und riß Dutzende der Echsenmänner mit sich.

Der Altar schien zu verschwimmen. Das schwarze, wesenlose Wallen wurde rot, dann weiß und verwandelte sich schließlich in einen grellen, ungeheuer heißen Glutball. Damona sah, wie der Stein Feuer fing und brannte, wie sich der Boden unter ihren Füßen in rotglühende Lava verwandelte.

Das Plateau neigte sich, zerbrach und stürzte in die bodenlose Tiefe…

***

Vergessen…

Die Zeit bleibt stehen. Erstarrt. Vielleicht läuft sie zurück, vielleicht gehorcht sie Mechanismen, die menschlichem Wissen auf ewig verborgen bleiben werden.

Geschehenes wird ungeschehen, Ereignisse laufen in umgekehrter Reihenfolge ab, Dinge ordnen sich neu.

Was nicht sein darf, ist nie gewesen…

Vergessen…

***

Die Jalousien waren halb heruntergelassen. Sonnenlicht sickerte in staubflirrenden Streifen durch die Ritzen zwischen dem weißen Kunststoff und zeichnete ein geometrisches Muster aus Hell und Dunkel auf die Tischdecke.

Damona King blickte nachdenklich in ihr Glas, nippte daran und stellte es dann vorsichtig auf den Tisch. Ihre Finger folgten unbewußt den goldenen Linien, die das Sonnenlicht auf das Leinen des Tischtuches malte.

»Ich verstehe es immer noch nicht«, sagte Mike leise.

Damona antwortete nicht sofort. Das Zimmer war groß und weitläufig; trotzdem fühlte sie sich beengt. Sie versuchte zu lachen, aber das Geräusch blieb ihr im Halse stecken.

»Wir scheinen die einzigen zu sein, die sich erinnern«, sagte Mike nach einer Weile. »Du, Romano und ich.«

»Wahrscheinlich, weil nur wir auf der anderen Seite waren«, nickte Damona. Sie stand auf, ging ans Fenster und zog die Kunststofflamellen ein wenig auseinander, um hinuntersehen zu können. Der Verkehr brauste wie jeden Tag über die überfüllten Straßen Manhattans. Nichts schien sich verändert zu haben; das Leben ging seinen gewohnten Gang, als hätte es diesen ganzen schrecklichen Alptraum nie gegeben.

»Vielleicht war es auch nur ein besonders übler Traum«, sagte Mike

ohne rechte Überzeugung.

Damona lächelte. »Den wir alle drei geträumt haben?« Sie schüttelte den Kopf, ging zum Tisch zurück und ließ sich seufzend in den Sessel fallen.

»Was immer diese Kraft war«, sagte sie leise, »sie hat dafür gesorgt, daß sich niemand an ihren fehlgeschlagenen Versuch erinnert. Niemand – außer uns drei.«

»Vielleicht ist es besser so«, murmelte Mike.

Es klopfte, dann wurde die Tür geöffnet, noch ehe Mike oder Damona etwas sagen konnten, und Romano Tozzi betrat das Appartement.

»Blast ihr Trübsal?« fragte er, als er die ernsten Gesichter der beiden Freunde sah.

Mike lächelte. »Wir wissen nur nicht so recht, ob wir uns das alles nur eingebildet haben«, sagte er unsicher.

Romano schwieg eine Weile. Dann griff er in seine Jackentasche, zog zwei eng zusammengefaltete Zeitschriften heraus und reichte Mike und Damona je ein Exemplar.

»Früher oder später muß ich es euch ja wohl sagen«, murmelte er bedrückt. »Hier.«

Damona sah Romano nachdenklich an, dann griff sie nach der Zeitung und faltete sie auseinander.

Ihr Herz schien einen schmerzhaften Sprung zu machen, als sie die Schlagzeile erblickte: KINGKONZERN ERWIRBT BAUGRUNDSTÜCK IN NEW YORK Mike ächzte. »Was…«

Romano brachte es unter Aufbietung aller Kräfte fertig, sich noch fünf Sekunden lang ernst zu halten. Dann prustete er los.

»Ich wußte, daß ihr darauf hereinfallen würdet«, sagte er keuchend, nachdem er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte. »Ich habe die Dinger in einem Scherzartikelgeschäft anfertigen lassen. Saubere Arbeit, nicht?«

Romano lachte nur noch so lange, bis Mike und Damona gleichzeitig die Zeitung aus der Hand legten und aufstanden.

»Dein Humor«, sagte Mike, »ist manchmal etwas skurril.«

»Um nicht zu sagen geschmacklos«, vollendete Damona den Satz.

Tozzi wich in gespieltem Entsetzen zur Tür zurück. »Aber hört mal«, stotterte er. »Wir werden… ihr … ihr werdet doch nicht …«

»Oh doch«, sagte Damona drohend. »Und ob wir werden!«

EPILOG

Die Tri-Star der Pan American Airways rollte mit leise grollenden Triebwerken aus. Die großen Sicherheitstüren öffneten sich, und wenige Augenblicke später ergoß sich der Strom der Passagiere auf das Rollfeld des Londoner Flughafens Heathrow. Es war eine bunte Mischung der verschiedensten Menschen: Touristen, Geschäftsleute,

Menschen, die vielleicht gerade ihren Urlaub antraten oder ihn beendeten.

Eine junge, dunkelhaarige Frau verließ als Letzte die Maschine. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kostüm, dunkle Lackschuhe und eine überdimensionale Sonnenbrille, die ihr Gesicht fast völlig verbarg.

Das einzig Auffällige an der jungen Frau war der Anhänger, den sie an einer dünnen, silbernen Kette um den Hals trug. Er ähnelte entfernt einem schwarzen, aus Stein geformten Herzen.

Damona King war nach England zurückgekehrt.

Aber *diese* Damona war wirklich eine Hexe…

ENDE